Amabel.

Eine Familiengeschichte

von

Mary Elisabeth Wormeley,
Verfasserin von „Cousine Veronica."

Aus dem Englischen übertragen.

Zweiter Band.

Leipzig, 1857.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Drittes Kapitel.

Wir sind über den Theil der Geschichte unserer Heldin, wo alles Gute und Liebenswürdige in ihr aus Mangel an einem freien Laufe zwischen den Schranken, die ihn einzwängten, abgestumpft wurde, hinweggeeilt. Aber jetzt verändert sich Alles, oder steht im Begriff, sich zu ändern. Capitain Warner hat angenehme Gefühle hervorgerufen und starke Empfindungen geweckt. Sie kann nicht zu dem Zustand apathischer Gleichgültigkeit zurückkehren, aus welchem sie aufgerüttelt worden ist.

Seine Abreise aus dem Hause des Admirals Thompson war auf den Tag nach einem großen Jahrmarkt zu wohlthätigen Zwecken festgesetzt, der in dem Park Sir Julius Matthieson, des Abgeordneten der Grafschaft gehalten werden sollte, festgesetzt. Die ganze

Nachbarschaft war dort; sämmtliche Grafschafts-leute, Personen mit Grundbesitz, die jede Verbindung mit den Stadtbewohnern verächtlich von sich gewiesen haben würden, und sich, selbst während sie dieselben als Käufer zu der Festlichkeit zuließen, von ihm fern hielten.

Die Lokalaristokratie stand jedoch mit Capitain Warner, dem nächsten Erben zu einer bedeutenden Besitzung in der nächsten Grafschaft, auf gutem Fuße. Er hatte ein herzliches, freundliches Benehmen, das neben seinem Vermögen (seiner Eintrittskarte zu diesen Preisen) dort seinen Werth erhöhte, und ihn gern gesehen machte. Man gestattete ihm die persönlichen Rechte eines Unverheiratheten, eines gereisten Mannes und (da er nicht zu dieser Grafschaft gehörte) gewissermaßen die eines Fremden, bei denen er sein sollte, was er wollte, und daß er bei Gelegenheit die Fesseln der conventionellen Etikette, welche in diesem Tretmühlenkreise die Natur einengten, abschütteln dürfte.

Er machte Bella sehr bald von Lady Thompson los und ging mit ihr zu den Ständen, wo er den geschmeichelten, aber aristokratischen Damen, die an jeder Tafel den Vorsitz führten, die fließenden Complimente eines Seemann's machte, während sie die hübschen Spielereien ansah. Er gehörte nicht zu den Menschen, welche von Seiten eines Anderen einer großen Unterhaltungsgabe bedürfen, um „in Gang

zu kommen.“ Wenn er guter Laune war und seine ernsten Scherze wohl aufgenommen sah, so konnte jedes Frauenzimmer von nur irgend welcher Empfänglichkeit oder Fähigkeit sicher darauf rechnen, ihn unterhaltend und angenehm zu finden.

Er hatte viele Bekanntschaften unter den Wittwen, von denen die Mehrzahl ihn nicht gesehen hatte, seitdem er Wittwer geworden war, und seine Aufmerksamkeiten und sein Geplauder gern wieder willkommen hießen. Er stellte Amabel vielen dieser großen Damen vor, unter andern Lady Matthieson, der Herrin vom Hause, welche sie einlud, zu einem Imbiß in das Haus zu gehen.

Capitain Warner hatte in Bezug auf gesellschaftliche Sitten die eine fixe Idee, daß eine alte Dame stets einer jungen, eine häßliche Frau einer hübschen weichen sollte. Er führte seine Begleiterin bis an das Ende des Saales hinauf, unter die Höchsten der Gesellschaft, und verschaffte ihr, obgleich die Ehrenplätze bereits eingenommen waren, einen reizenden Platz an einem gerade für zwei Personen passenden Nebentischchen in der Fenstervertiefung, sorgte dafür, daß ihr vor Allem zuerst vorgelegt wurde, trank ihr aus der ersten Flasche Champagner zu, welche geöffnet wurde, und stieß, so seltsam dies auch klingen mag, bei Niemand in der Gesellschaft an, denn unter den Gästen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß sie eine reiche ausländische Erbin, die zukünftige Mrs. War-

ner sei. „Unter der kostbarsten, gestickten Weste schlägt ein Herz,“ sagt ein seltsamer moderner Philosoph und die Leute hegen stets, wie steif, förmlich und unnatürlich sie auch sein mögen, Mitgefühl für den Fortschritt einer Liebesangelegenheit. Capitain Warner, der eben erst vom Dienste im Auslande zurückgekehrt war, hatte bei seiner Wahl Niemand von ihnen verletzt.

Das nachdenkliche, sanfte Benehmen seiner erwählten Braut, sowie ihre Ansprüche auf vornehme Geburt sprachen zu ihrem Gunsten.

„Kommen Sie,“ sagte der Capitain, indem er von seinem Stuhle aufstand, ehe die Toaste ausgebracht wurden, und ihr den Arm bot. Sie erhob sich, und sie traten durch das hohe, offene Fenster auf den weichen Rasenplatz hinaus. Die freundlichen Wünsche vieler von den Gästen begleiteten die Liebenden.

Er führte sie durch die Anlagen, von der Menschenmenge und dem Lärm des Parks fort über eine kleine Brücke auf ein Heufeld. Die Arbeiter hatten ihr Werk halb vollendet zurückgelassen, und die Heuschober standen noch alle. Capitain Warner wählte einen unter dem Schatten einer schönen Ulme am Abhange eines Hügels in der Nähe der Parkeinzäunung, und bereitete für seine Begleiterin ein duftiges Lager in dem weichen, frischen Heu. Sie setzte sich lächelnd nieder, schloß die Augen, legte sich zurück, und gab

sich dem lieblichen, friedlichen Eindruck ihrer Umgebung hin. Die Sonne blickte durch die flüsternden Blätter an den schwankenden Aesten und schien seinen warmen, weichen Kuß auf ihre Lider zu drücken, so daß sie eine lebhafte Röthe auf ihre blasse Wange rief, und sie bewog, ihr liebliches Gesicht mit der Hand gegen ihre Strahlen zu schützen. Capitain Warner warf sich neben sie, und fing an, in Gedanken versunken, Hände voll Heu umherzuwerfen.

Amabel hatte in ihren glücklicheren Tagen liebenden Verkehr mit der Natur gepflogen. Es war fast ein Jahr verflossen, seitdem sie sich weit aus dem dumpfigen, schmutzigen Bereich jener Provinzialstadt entfernt hatte. Die friedliche Gegend rings um sie, die Ruhe, die Abgeschiedenheit riefen die traurigen Erinnerungen der Vergangenheit wieder zurück, sie senkte den Kopf in das Heu, und fand Erleichterung im stillen Weinen. Eine Scheidewand von Heu verbarg ihr Gesicht vor Capitain Warner, der mit seinem Zögern an der Schwelle eines für sein Glück wichtigen Unternehmens die Thränen nicht bemerkte.

„Das ist gerade der Tag dazu, um einen Menschen glücklich zu machen," bemerkte er endlich, indem er ein wenig näher rückte.

Sie stieß einen Seufzer aus, der von dem Capitain wiederholt wurde, als ob seine Gefühle mit seinen Worten nicht ganz übereinstimmten.

„Wie schön!" sagte sie, indem sie ihre Thrä-

nen trocknete, und durch das raschelnde Laub der Ulme, die ihren Schatten auf sie warf, zu den Sonnenhimmel aufblickte.

„Ich wollte, es machte mich glücklich," erwiederte Capitain Warner. Er schob die Heuschranke hinweg, welche zwischen ihnen stand und streckte den Arm aus, daß er sie fast umschloß.

Ein gewisser Instinct veranlaßte Amabel, das Thema zu ändern. „Dies Alles ist weit von der felsigen Unfruchtbarkeit des größten Theils von Malta verschieden," sagte sie, „aber unserem lieblichen Thale in Ramalah nicht unähnlich. Dieses schöne Thal liegt selbst im Traume fortwährend vor mir."

„England trägt jedoch an gemüthvoller Naturschönheit den Preis davon," antwortete der Capitain. „Es liegt mir viel daran, daß Sie mit unserem Landleben in England bekannt werden."

„Ich zweifle nicht, daß ich eine warme Anhänglichkeit für jeden so schönen Ort, wie diesen, fassen könnte; aber ich bin bis heute seit meiner Ankunft noch nicht über die schmutzigen Vorstädte der Stadt hinausgekommen."

„Meine Wohnung — die Cedern, gilt für sehr schön," fuhr Capitain Warner fort. „Ich wollte, Sie hätten ihn gesehen, ehe ich zu Ihnen spreche. Sie würden dort glücklich sein. Ich würde Sie vor allem Unangenehmen oder Schmerzlichen schützen. Ich würde Sie lieben — ich meine vielmehr, ich liebe

Sie so aufrichtig, wie nur ein Mädchen wünschen kann, geliebt zu werden. Die Cedern bedürfen nur einer schönen Herrin. Ich habe ein Seemannsherz, Miß Bella, verzeihen Sie den rauhen Antrag eines Seemanns. Ein Gelehrter hätte seine Sätze mit größerer Beredtsamkeit zuschneiden können, aber keiner wäre im Stande gewesen, Sie leidenschaftlicher zu lieben."

Bella war aufgesprungen. Der Capitain bog sich heftig vor, aber beim Anblick ihres Gesichts sprang er gleichfalls auf; ihre Lippen waren geöffnet, ausdruckslos und gerade der Mangel jedes Ausdrucks erfüllte sein Herz mit einem Beben des Entsetzens. Ihr Gesicht war bleich, ihre durch das vorhergehende Weinen gerötheten Augen glitten wild auf dem Felde umher, als ob sie freundschaftliche Hilfe suchten. Plötzlich fielen sie auf die epheubedeckte Dorfkirche, die am Ende des Feldes und nur durch den Begräbnißplatz von diesem getrennt stand. Sie sprang mit einem Schrei vorwärts und eilte schnell darauf zu. Vergebens folgte ihr Capitain Warner und flehte sie an, sich zu fassen, mit ihm nach dem Hause zurückzukehren, denn er wolle sie nicht betrüben — er werde kein Wort weiter sagen. Sie hörte ihn nicht, oder achtete nicht auf ihn. Ihre leichten Schritte waren so schnell wie die seinigen, und sie erreichte den Kirchhof vor ihm. Die Kirchthüre stand zufällig offen. Es war Freitag, der Reinigungstag; sie stürzte

hinein, und sank nieder, indem sie sich an das Geländer des Altars klammerte. Verlassene Unglückliche! Es war, als ob sie um Schutz zu ihrem Vater im Himmel geflohen sei, da ihr alles menschliche Mitgefühl, alle menschlichen Freunde fehlten. Sie war, wie schon gesagt, traurig unwissend, selbst in Bezug auf die ersten Grundsätze der Religion, aber in jedem, durch das Laster nicht verderbten menschlichen Herzen liegt Etwas, was es antreibt, in der Tiefe des Kummers oder der Aufregung sich abzuwenden; und seinen Gott anzuerkennen.

Capitain Warner folgte ihr, beugte sich zu ihr herab, und versuchte die Finger zu lösen, die sie krampfhaft um das Geländer von Eichenholz geschlossen hatte. Ihr Kopf lag auf dem Simspolster der Balustrade und sie weinte bitterlich.

„Theuerste — mein theures Mädchen — stehen Sie auf, ich bitte Sie. Stehen Sie auf — kommen Sie fort," wiederholte er fortwährend flehend.

„Nein — nein. Gehen Sie! Verlassen Sie mich! Haben Sie Mitleid mit mir," entrang sich ihren Lippen, wenn sie bei ihrem Schluchzen Athem schöpfte.

„Ich darf Sie nicht allein hier lassen, aber ich verspreche, Nichts zu Ihnen zu sagen. Stehen Sie auf. Nehmen Sie meinen Arm, theure Miß Bella. Kommen Sie mit," wiederholte Capitain Warner.

„Nein — nein. Verlassen Sie mich," sagte Bella.

Der Capitain, der, wie es jeder Andere in einem solchen Falle gewesen sein würde, ganz verblüfft war, besann sich auf ein Glas Wasser und ging an die Kirchthüre, um sich nach einer benachbarten Hütte umzusehen. Als er mit etwas Wasser in einer Theetasse zurück-kam, stand Bella vor dem Altar und war gefaßter. Sie hatte beim Knieen um Kraft und Entscheidung gebetet und mit dem Gebet kehrte die Herrschaft über sich selbst zurück.

Sie trank ein wenig von dem Wasser, benetzte ihr Taschentuch damit und kühlte sich die Augen und die Stirn ab.

„Wollen wir jetzt gehen?" fragte der Capitain, indem er ihr den Arm bot.

„Nein," antwortete sie, „noch nicht, ich habe Ihnen vieles zu sagen."

„Jetzt nicht; wenn Sie sich wohler befinden."

„Ja, jetzt," sagte sie mit energischer Entschlossenheit. „Capitain Warner, Sie sind sehr — sehr gut gegen mich gewesen. Wie muß Ihnen mein Benehmen erscheinen?"

Er versuchte, sie zu beruhigen. Sie fuhr fort:

„Sie wissen, daß ich einst geliebt habe — geliebt, wie nicht jede Natur lieben kann. Sehen Sie! Ich schäme mich nicht es einzugestehen. Und mit meiner Hoffnung entfloh sogleich mein früherer Seelenfriede, meine frühere Jugendblüthe, meine frühere Fähigkeit, glücklich zu sein. Bis vor kurzer Zeit

würde ich Ihnen gewiß gesagt haben, daß jede Kraft, noch einmal zu lieben, in mir erstorben sei. Und ich liebe auch nicht wieder! Ich liebe Sie nicht, Capitain Warner. Nicht, wie ich einst hätte lieben können — nicht, wie Sie selbst wünschen würden, daß ich liebte. Aber in letzterer Zeit, seitdem Sie so viel um mich gewesen sind, hat Etwas in meinem Herzen geflüstert, daß ich vielleicht wieder lieben könnte — wohl nicht leidenschaftlich — aber innig, dankbar — einen Mann, der bereit wäre, mich so hinzunehmen, wie ich bin — nicht zu viel von mir zu fordern, der mich liebte, und Nachsicht mit mir hätte, wie eine Mutter mit einem leidenden Kinde. Ich glaube die Wahrheit zu sprechen, indem ich dieses sage. Ich bin sehr unglücklich hier."

„Aber das ist Alles, was ich von Ihnen wünsche, theures Mädchen," sagte Capitain Warner, und versuchte, sich ihr mehr zu nähern. „Ich fürchte nicht, daß Sie nicht in kurzer Zeit die Vergangenheit überwinden werden. Ihre Leiden sind in Ihrem Alter zu viel für Sie gewesen. Ich will Sie lieben — meine Mutter wird es auch thun. Sie sollen das Leben bei uns in den alten Cedern wieder auf's Neue anfangen."

„Ich kann es nicht! Ich kann es nicht! — Ich glaube Ihnen und vertraue Ihnen, aber ich kann es nicht!" rief sie, und schrak wieder mit dem wirren Ausdruck bleichen, ausdruckslosen Entsetzens zurück.

„Könnte ich Sie lieben, wenn Felix selbst noch nach Jahren zurückkehren sollte? Ich habe gelobt, ihn mein ganzes Leben lang zu lieben. Ich kann mein Gelübde nicht brechen. Es bindet mich bis an seinen Tod! Wie, wenn — haben Sie Mitleid mit mir. Ich glaube, ihn fortwährend zu sehen. Wenn Ihr Bild vor mich tritt, so steht das seine stets vor mir. Mag er leben oder todt sein, so würde es ihm Schmerz bereiten, wenn ich ihn jemals vergessen sollte. Wie kann ich Ihre Gattin werden?"

„Er ist todt. Nehmen Sie mein Ehrenwort darauf, Miß Bella," rief Capitain Warner hastig.

„Todt, todt! Wie ist er gestorben? Wann? Wo? Seit wie lange wissen Sie das, Capitain Warner?"

Sie stand aufrecht vor ihm. Ihr Gesicht nahm einen andern Ausdruck an. Es war ernst, düster, wild und fast drohend, als ob sie ihn trotz ihrer Hast warne, sich bei seiner Antwort nicht durch eine unwürdige Nebenbuhlerschaft irre=leiten zu lassen.

„Wenn er nicht todt wäre," sagte er in leiserem Tone, und wie durch sie eingeschüchtert, „so hätte er sein Ehrenwort brechen müssen, als er Malta verließ. Sagen Sie mir, Miß Bella, ob Sie ihn in diesem Falle nicht für zu unehrenhaft halten würden, als daß er geliebt werden könnte?"

„Annesley ist jetzt in Paris!" rief er plötzlich, nachdem er einen Augenblick gewartet hatte, ohne eine Antwort zu erhalten. „Wollen Sie mir glauben,

wenn ich heute an Annesley schreibe, und dieser sich überzeugt, daß sein Name in die Todtenliste der französischen Admiralität eingetragen ist? Wollen Sie mich anhören, wenn er todt ist? Wenn er nicht unter den Todten verzeichnet ist, so will ich meinerseits, wenn Sie es wünschen, aufhören, Sie zu belästigen."

„O! Lassen Sie mich die Wahrheit erfahren. Ich bitte Sie darum, ich flehe Sie an, Capitain Warner! Ich verspreche Nichts, denn ich kann Nichts versprechen, aber haben Sie Mitleid mit mir. Seien Sie edelmüthig, wie Sie es gewiß sein können. Schaffen Sie mir jedenfalls Gewißheit. Ich würde bei der Gewißheit glücklicher sein, sie mag bringen, was sie will."

Er stand im Begriff zu sprechen, als plötzlich die Worte auf seinen Lippen durch die schwellenden Töne der Orgel und die zarten Stimmen der Dorfkinder, die in der Kirche ihr Sonntagslied sangen, zurückgedrängt wurden.

Amabel kniete wieder auf den steinernen Fußboden nieder und verbarg ihr Gesicht am Altar; Capitain Warner stand neben ihr und betrachtete das farbige Licht, das auf sie herabströmte und auf den Steinen für sie einen Teppich zum Knieen zu bilden schien, denn die Sonne eilte dem Westen zu, und ihre Strahlen warfen durch ein Paar in die obere Hälfte der Fenster eingelassene bunte Scheiben farbige Schatten hernieder. Es war eine stille Dorfkirche, die nicht

mehr den vielfachen Schmuck trug, wie in den Zeiten, wo der Glaube den materiellen Dingen sein Bild aufdrückte, oder vielmehr das Gefühl einen materiellen Ausdruck entlehnte. Ihre Schnitzereien in Eichenholz, ihre bunten Scheiben und Marmordenkmäler waren seit den Bilderstürmerzeiten des langen Parlaments durch Tüncherfarbe, Tannenholz und runde Fensterscheiben ersetzt worden, aber sie war noch immer still, heiter, nett und andachtweckend. An der Stelle, wo sechshundert Jahre lang die Mühseligen und Beladenen gekniect hatten, um zu beten und zu weinen, so lange sie noch die Last des Körpers trugen, und wo jeder Bewohner des Dorfes in seinem Sarge zum letzten Male ruhte, ehe er als „Staub zum Staube“ zu seinen Vätern versammelt wurde, stand Capitain Warner neben dem Mädchen, das er liebte und welches stumm betete. Der Ort war trauervoll und still, und verbreitete im Verein mit der Einwirkung der Musik, trotz der aufregenden Natur ihres letzten Gesprächs, in den Seelen Beider eine ernste, heilige Ruhe.

Sie erhob sich endlich von den Knieen, und nahm schweigend seinen Arm. Draußen sah die Natur ruhig aus und verkündete die Lehre, daß im Kreislauf der Zeit, wie kurz er auch sein möge, die Freude oft der Trauer auf dem Fuße folge, und sich an derselben Stelle niederlasse, wo man noch die Spuren des letzten Schmerzes finden kann. Ein fröh-

licher Trupp kleiner Knaben schrie, tummelte sich und warf das duftende, frische Heu an der Stelle unter der alten Ulme, wo sie gesessen hatten, umher, und Bella freute sich, als sie dabei stehen blieb, daß sie an dem Orte wieder ein freundliches Aussehen fand. Sie gingen durch die Anlagen weiter und begegneten unterwegs dem Bedienten Sir Jeremiah Thompson's, der ausgeschickt war, um sie zu suchen. Sie eilten vorwärts. Der Wagen des Admiral Thompson stand vor der Thüre, und Lady Thompson wartete in demselben auf ihre Begleiterin.

Der Capitain hob sie hinein, beugte sich vor, als er den Schlag schloß und sagte: „Gott behüte Sie! Ich werde Sie nicht eher wieder sehen, als bis ich Antwort habe.“

Er drückte ihr die Hand, sie lehnte sich heraus, als der Wagen abfuhr, und eine Thräne fiel auf die Hand, welche er auf den Schlag gelegt hatte.

Von welchen Gefühlen wurde sie erfüllt? Sie würde selbst in Verlegenheit gewesen sein, wenn sie dieselbe hätte erklären können. Es war tiefe Dankbarkeit für seine Huldigung und Nachsicht, Mitleid für ihn, wenn seine Bewerbung um sie nicht glücklich sein sollte. Alle diese Gefühle gegen ihn bewiesen gewiß einen Mangel an Gleichgültigkeit, aber alle im Verein waren doch auch nicht gerade Liebe.

Viertes Kapitel.

Sie wurde mit gepreßten Herzen, glühender Stirne und unter Gedanken, die so heftig auf ihren Geist einstürmten, daß sie zu eng an einander gedrängt zu sein schienen, als daß sich einer hätte ausschließlich geltend machen können, von Lady Thompson an die Gartenthüre ihrer düsteren Wohnung gebracht.

Die Fête hatte zur unmittelbaren Folge, daß man nach derselben mehrere Tage eine Anzahl hübscher Equipagen den Weg nach St. Clement suchen sah, und daß die Leute, welche aus Höflichkeit gegen Capitain Warner Lady Karnac und deren Tochter besuchten, mit einer ganz anderen Meinung von seinem Geschmack wieder fortgingen, nachdem ihnen ein Blick in das Kästchen gestattet worden war, welches sein Journal enthielt.

Die Glückwünsche und Artigkeiten, welche so auf Lady Karnac einstürmten, führten eine Erklärung mit ihrer Tochter herbei. Sobald ihr Vertrauen gefordert wurde, erzählte ihr Bella Alles: ihre erste Liebe, ihren frühen Kummer, ihren jetzigen Zustand schmerzlicher Ungewißheit. O! Hätte doch jetzt eine freundliche, liebliche, mitfühlende Stimme ihrem verwundeten Herzen „die Arznei guten Rathes" gereicht! Der Kummer kann nie ohne Hoffnung auf Hilfe von denen, welchen er mitgetheilt wird, ausgesprochen werden, und dieses ist der Grund, weil nur sanguinische Charaktere unter dem ersten Druck eines Schmerzes, der so groß ist, daß er unheilbar erscheint, im Vertrauen Erleichterung suchen. Aber wenn die Zeit endlich die tiefe Wunde so verharscht hat, daß sie eine zarte Berührung verträgt, wenn man glauben sollte, daß die große Bitterkeit des Jammers vorüber sei, und menschliches Mitgefühl und guter Rath nicht mehr nöthig wäre, so gießt das thörichte Herz von einer, wenn auch noch so schwachen Hoffnung auf Ermuthigung oder Hilfe von freundschaftlichen Rath, gern seinen Kummer in das Ohr eines Anderen. Und wenn dieses Vertrauen schlecht aufgenommen — diese Hoffnung getäuscht werden — sollte die Wunde wieder aufgehen — so ist der letzte Zustand dieses armen Herzens schlimmer wie der erste, und man verzweifelt fast an seiner endlichen Genesung.

Lady Karnac hörte stumm vor Erstaunen durch

diesen plötzlichen Anspruch, der ihr mütterliches Mitgefühl für vergangenen Kummer, anstatt für zukünftige Freuden, die abgebrochene, beredte, leidenschaftliche Erzählung Bella's leidenschaftlich an. Als sie zu Ende war, und das weinende, schüchterne Mädchen fragend zu ihrem Gesicht aufblickte, sagte sie kalt: „Du kannst Dir Glück dazu wünschen, daß es so gekommen ist. Ich kenne die Franzosen zu gut, als daß ich zugegeben hätte, daß mein Kind einem solchen geopfert worden wäre. Capitain Warner ist, wenn er auch ein wenig alt sein mag, in jeder anderen Hinsicht eine passende Partie für Dich. Es ist Deine Pflicht, Bella, nicht zu vergessen, daß die wilden Speculationen, welche Du tagtäglich siehst, unser Vermögen verschlingen und daß Capitain Talbot die Sorge für Dich vielleicht nicht ungern aufgegeben wird."

Das Gesicht des jungen Mädchens hatte sich mit Röthe bedeckt, als Lady Karnac auf ihren ersten Gatten hindeutete. Sie konnte sich nur schwer mäßigen, indem sie sich erinnerte, daß es ihre Mutter sei, welche so sprach, wenn auch von ihrem Vater; aber als diese aufhörte zu sprechen, waren ihre Thränen versiegt, ihre Lippen zusammengepreßt, ihr Aussehen still und ruhig. Sie glaubte, es könne keinen bittereren Schmerz geben, als daß die Rathsamkeit ihrer Verheirathung mit Capitain Warner nur durch die Rücksicht auf das Belieben ihrer Familie entschieden werde,

aber sie sah sich enttäuscht, als sie fand, daß die ganze Unterredung Olivia mitgetheilt worden war, und sie das Ziel ihrer gemeinen Neugier, ihres Hohns und ihrer Beobachtung geworden sei.

Nach Verlauf von einigen Tagen wurde das Haus jedoch den Besuchern verschlossen. Der jüngste Knabe wurde von einer Kinderkrankheit befallen, die von den ernstesten Folgen für seine schwächliche Constitution zu werden drohte. Jetzt erhielt Amabel zum ersten Male eine Wichtigkeit in der Familie, und vergaß, als seine geduldige, liebevolle Wärterin, die den flackernden Funken des kindlichen Lebens unter einem Wechsel freudiger Hoffnungen und Befürchtungen pflegte, auf kurze Zeit die Sorge und Angst, die sich in ihr eigenes Herz einfraßen: die Furcht, zu thun, was sie bereuen würde, die ihr keine Ruhe gelassen hatte, die Erinnerung an Felix und an ihr Glück, die gegen ihr Verlangen nach Frieden und Unabhängigkeit und der regen Achtung und Dankbarkeit, die sie gegen Capitain Warner fühlte, ankämpfte.

Sie hatte das Krankenzimmer nach einer durchwachten Nacht verlassen und lag auf ihrem Bette, ruhte aber nicht, denn die Natur war so erschöpft, daß der Mangel an Thätigkeit und Aufregung nur dazu diente, ihr die Schwächung ihrer Kraft fühlbar zu machen. Sie wurde plötzlich durch ein lautes Klopfen an ihrer Thüre und die Stimme Olivia's, welche sie draußen rief, aufgeschreckt.

„Ja! Was giebt es?“ fragte sie, und sprang vom Bette auf.

„Komm herunter in das Speisezimmer,“ sagte Olivia, „Dein Geliebter fragt nach Dir.“ Dies waren grausame Worte, denn sie riefen den Gedanken an Felix, ja vielleicht sogar eine halbe Hoffnung seiner Rückkehr hervor, als sie aufsprang, das Haar glatt strich und in das Speisezimmer hinabging.

Capitain Warner hörte ihre Schritte und öffnete die Thüre. Sie trat ein, schloß sie wieder, reichte ihm die Hand, schlug aber die Augen nicht auf.

„Haben Sie Nachricht?“ stammelte sie endlich.

„Von Paris? Ja — und Annesley —“

„Und was?“

„Was ich Ihnen gesagt habe, ist wahr. Ich wußte, daß es wahr ist. Ein Mensch, den ich einmal in den Tuilerien traf, hat es mir gesagt. Er ist nicht mehr.“

Sie regte sich nicht und zitterte nicht, aber die Nägel ihrer geschlossenen linken Hand drückten sich in die Fläche derselben ein und jeder brachte Blut hervor. ? Ihr Gesicht war still und ernst und ihre weit geöffneten Augen hafteten mit dem alten, träumerischen, in die Ferne blickenden Ausdruck auf seinem Gesicht.

„Hier ist sein Brief,“ sagte Capitain Warner, indem er denselben vom Kamin nahm und ihr in die Hand drückte, „und nun will ich mich für heute von

Ihnen verabschieden, Miß Bella. Ich will meine Bewerbung zu einer solchen Zeit nicht vorbringen. Nehmen Sie sich um Gottes willen nur in Acht; Sie sehen angegriffen und krank aus."

„Nehmen Sie mich, Capitain Warner, nehmen Sie mich, wenn Sie mich als Gattin wünschen. Sie sehen Alles, Sie wissen Alles. Ich hintergehe Sie nicht. Aber ach! Verlangen Sie Anfangs nicht zu viel von mir. Seien Sie nachsichtig und freundlich gegen mich."

Er schloß sie in seine Arme — denn ein Seemannsherz ist weich und ein Seemann hat starke Gefühle, die Thränen standen ihm dabei im Auge — Thränen über sein eigenes großes Glück, über das Schicksal seines Nebenbuhlers und über ihre Leiden. Sie weinte nicht, und war es nicht im Stande, sondern legte ihre glühende Stirn an seine Schulter.

Als der Capitain verständiger? wurde, setzte er sie auf ein Sopha. Ihr schweres Haupt sank auf das Kissen, und er setzte sich neben sie, ergriff ihre fieberheißen Finger und sprach eifrig von seiner lange gehegten Liebe, seiner Mutter und den Cedern.

Endlich schwieg er, nachdem er eine Frage gethan hatte, und wartete auf Antwort. Bella raffte sich ein wenig auf, zog ihre Hände aus den seinigen, und fuhr sich langsam damit über die Stirn.

„Ich kann Sie kaum verstehen, Capitain War=

ner," sagte sie, „ich glaube, der Kopf schmerzt mir furchtbar."

„Gott behüte uns! Was soll ich thun?" rief der Capitain. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und Capitain Talbot, der seine Gemahlin suchte, steckte den Kopf herein.

„Helfen Sie mir, Sir," rief Capitain Warner. „Ihre Stieftochter ist krank. Rufen Sie ihre Mutter und die Magd zu ihr."

Sie glaubten nicht, daß es viel zu bedeuten habe. Aber als man sie heraufgebracht hatte, und die seltsame Aufregung des Augenblicks vorüber war, sah sie sich nicht im Stande, wieder hinab zu gehen, und ließ sich gegen Capitain Warner entschuldigen. Es vergingen Wochen, ehe er sie wieder sah, denn sie war von der Krankheit des kleinen Joseph angesteckt worden und während der schlimmsten Zeit ihres Zustandes verbrachte er mehrere Nächte damit, daß er außer sich in dem dumpfigen Zimmer der Talbot's auf und abging und jeden Augenblick erwartete, zu hören, daß sie nicht mehr sei.

Selbst nachdem sie genesen war und heruntergebracht werden konnte, schienen die Nebel des Deliriums noch durch ihren Geist zu ziehen. Seit ihrer Verlobung und ihrer Krankheit war Jedermann gütig gegen sie. Olivia wurde fern gehalten. Es gab jetzt Nichts mehr, worüber sie sich beklagen konnte. Aber die Erinnerung an Alles, was sie durchlebt hatte,

verschwand nie, und manche Stunde des Leidens wurde durch das Gedächtniß vervielfältigt. Eine Art gespenstiger Schrecken vor ihrem Leben bemächtigte sich ihrer; sie konnte dessen Annäherung fühlen, aber keine gütige Freundesstimme verscheuchte seine Annäherung. Sie selbst besaß nicht die Kraft, dagegen anzukämpfen, und jeder Versuch zur Selbstbeherrschung schien ihre Krankheit nur zu verlängern. Wenn die vergebliche Mühe überwunden war, vermehrte sie nur die Schmerzen, welche ihre halb wachen Träume bei Tag und bei Nacht verfolgten.

So schaudert der Seemann, wenn er von seinen überstandenen Gefahren erzählt, nachdem seine Barke gegen die stürmischen Schrecken der Tiefe, die draußen beendet, geschützt, sicher im Hafen liegt, so durchlebt Jemand, der beinahe ertrunken ist und dabei nur wenig Entsetzen fühlte, wenn er geborgen ist, immer wieder den furchtbaren Moment, wo er langsam unterzusinken glaubte, kein irdischer Arm könne ihn retten und windet sich durch den grauenhaften Kampf gegen einen eingebildeten Tod auf seinem Bette — so litt Bella, als sie immer auf's Neue jede bittere Demüthigung, jede trübe Erinnerung wieder durchlebte, die sie während der letzten zwei Jahre bekämpft und erfahren hatte. Es war die Auflehnung des Besiegten, der in der Ruhe Kraft gesammelt hat — es war nicht der kranke Geist, sondern die gestörte moralische Energie.

Aber in ihren düstersten Augenblicken konnte sie doch Capitain Warner willkommen heißen. Seine Gegenwart war eine Wirklichkeit, vor welcher die Schatten entflohen, sie lernte seinen Schritt kennen, lächeln, wenn sie sein angenehmes Gesicht erblickte, seine langen, seemännischen Erzählungen anhören und unterhaltend finden, und sein Interesse an den Cedern theilen. Der Vergangenheit wurde ein neues Leben eingeimpft.

Er war auch sehr stolz, als er sie als ihr sorgsamer Pfleger zum ersten Male in einem niedrigen Ponywagen ausfahren durfte, und obgleich seine Fahrten für eine Genesende ein wenig lang waren, so brachte er sie doch von solchen Excursionen frischer zurück, bis er, als auf ihren bleichen Wangen ein wenig Farbe aufdämmerte, wie die ersterbenden Sonnenstrahlen auf dem Schneegipfel eines Berges, über seinen vollständigen Erfolg triumphirte und lärmend heiter wurde.

Man hatte bei ihrer Verlobung an Mr. Sibbes geschrieben und die Anweisung an seinen Agenten zur Auszahlung ihres Vermögens war gekommen. Der Capitain hatte seine Angelegenheiten schon lange in Ordnung gebracht und er trieb die Advocaten bei ihren Vorbereitungen auf die Hochzeit ungeduldig an.

Er traf Veranstaltung, daß sie nicht im großen Hause bei Mrs. Warner wohnen, sondern ihre Haushaltung in einem hübschen, mit Wein umrankten

Häuschen innerhalb der Grenzen des Parks der Cedern anfangen sollten.

Bella hätte sich gern in einem farbigen Kleide trauen lassen. „Weiß,“ sagte sie einmal, „ist für die, welche noch ein jungfräuliches Herz haben.“ Aber Capitain Warner hing sein Herz daran, daß bei der Hochzeit Alles streng bräutlich zugehen müsse. Er bestand darauf, daß sie einen glänzenden Trousseau haben müsse, und streckte das Geld dazu als Vorschuß auf ihr Vermögen vor.

Er brachte ihr alle Tage hübsche Geschenke mit. Vergebens sagte sie, „theurer Leonard, ich bestehe darauf, daß Du Nichts mehr für mich ausgiebst.“

Sein Hochzeitsgeschenk bestand in einer Uhr an einer dünnen Kette von der zartesten venetianischen Arbeit. Er war nach London gereist, um sie zu bestellen. Sie war so klein, wie sich dieses in jenen Tagen mit der Genauigkeit vertrug, und auf der inneren Seite des Gehäuses befand sich die Inschrift „Amabel Warner von ihrem Gatten, Leonard Warner“ mit dem Datum des für ihre Trauung festgesetzten Tages. Man muß gestehen, daß es kein zart empfindsames Geschenk war, aber die Inschrift machte Capitain Warner außerordentliches Vergnügen. Als er sie Amabel mit offenem Gehäuse überreichte, erröthete sie, zauderte, blickte einen Moment zu seinem Gesicht auf, und drückte dann einen Kuß auf den neuen Namen, den er ihr voreilig gegeben hatte.

Alle Zeichen der Liebe besaßen Kostbarkeit für ihr Herz und sie war noch so jung und kindlich, daß hübsche Dinge um ihrer selbst willen einen Werth hatten.

Es ist angenehm, reich an hübschen Schmuck zu sein — schöne, neue Anzüge zu besitzen, über welche sich die Stadt verwundert, und Bella fand in der Geschäftigkeit der Vorbereitungen ein Interesse, welches dazu beitrug, ihrem Geist und ihrer moralischen Energie ihre gesunde Verfassung wieder zu geben.

Ihr Hochzeitskleid bestand aus reichen Spitzen über weißen Atlas, und war ein Geschenk von Capitain Warner. In diesem ging sie eines Morgens nach der dumpfigen Kirche von St. Clement. Die Sonne, welche sich durch ihre durch Staub und Alter gebräunten, karmoisinrothen Vorhänge drängte, schaute auf ein glänzendes Gefolge von Bekannten Capitain Warner's herab.

Der Bräutigam sprach das eheliche Gelübde fest aus, und es wurde von seiner blassen Braut fest wiederholt, obgleich sie einmal, als man ihr den Ring an den Finger steckte, zusammenschrak und die Hand mit dem alten Ausdruck des Schmerzes oder des Schreckens zurückzog. Es war ihr, als ob Felix als bleiches Gespenst zwischen ihrem Bräutigam und ihr hindurchgehe und neben ihr niederkniee. Es dauerte nur einen Moment. Sie blickte auf, sah den väterlichen alten Geistlichen und den murmelnden, grauköpfigen

alten Küster, der neben ihm aus einem dicken Buche die Responsorien ablas. Sie kniete ruhig nieder, die Ceremonie ging ohne Unterbrechung weiter und einige Minuten später stand sie auf, wurde von den Armen ihres Gatten umschlossen, (er kümmerte sich weder um Zeit noch Ort, noch Menschen,) und empfing die Glückwünsche der Gesellschaft als Mrs. Leonard Warner.

Fünftes Kapitel.

Das Hochzeitsmahl war vorüber; die auf dem Vorsaal und an den Fenstern versammelten Gäste sahen dem Abschied zwischen der Familie und der jungen Gattin zu. Sie hatte ihr Spitzenkleid, den Orangenblüthenkranz und die weiße Atlasrobe mit einem rehfarbigen, mit Pelz besetzten Seidenkleide, weißem Hute und Schleier vertauscht. Ihre eigene hübsche Equipage mit bepackter Decke stand mit vier Pferden bespannt und von einer Menge Menschen umgeben, wartend vor der Thüre. Die Postillone vom weißen Rosse, die beide neue Jacken und Hochzeitsschleifen von der Größe von Käsetellern trugen, klatschten mit den Peitschen und drehten sich im Sattel, um von der Seite einen Blick auf die junge, schöne Braut zu werfen.

Das von Capitain Warner bestellte und von dem ersten Koch der Stadt gelieferte Frühstück war (wider die Gewohnheit bei Hochzeitsmahlen) sehr lebhaft gewesen. Der Kuchen wurde unter allen Ehrenbezeigungen zerschnitten. Der Capitain, der von Heiterkeit überströmte, war fast lärmend fröhlich gewesen, und theilte dem Tische bei jedem Ausbruch der Lustigkeit einen electrischen Funken derselben mit. Er hatte die ihm und seiner Gattin zugebrachten Toaste mit großer Munterkeit erwiedert und beschleunigte jetzt ihren Abschied von ihrer Familie, voll Ungeduld, sie für sich zu haben, sie ganz und für immer die Seine zu nennen.

O, Augenblick des Scheidens! Wie theuer werden die Gleichgültigen, wenn wir im Begriff stehen Lebewohl zu sagen.

Bella umschlang den Hals ihrer Mutter und umarmte die jüngeren Mitglieder der Familie immer wieder auf's Neue. Selbst ihre Trennung von ihrer Brautjungfer Olivia war liebevoll und mit dem Versprechen einer Einladung nach den Cedern verknüpft. Und sie kam zurück, als ihr Fuß auf dem Wagentritt stand, um ihrem gütigen Stiefvater noch einen letzten Kuß zu geben.

Sobald der Wagen abfuhr, ließ Capitain Warner alle Vorhänge nieder, schlang den Arm um seine Gattin und drückte sie an das Herz. Der Kopf Bella's lag in demüthiger Stellung an seiner Schulter.

Sie schien ihn um Verzeihung zu bitten, daß sie ihm von ihrer Seite für so viel Sorgfalt, Zärtlichkeit und Liebe keine bessere Erwiederung, wie ein getheiltes Herz bieten könne.

Nachdem diese kleine Ceremonie vorüber war, zog der Capitain sämmtliche Vorhänge wieder hinauf. Er sagte, er sei glücklich, und wenn die Landleute Vergnügen an der Betrachtung des Glückes fänden, so wolle er seinerseits ihnen nicht hinderlich sein.

Es war ein schöner, klarer Herbsttag mit etwas scharfem Winde, der das Laub herabschüttelte. Auch die Gegend war, wenn nicht gerade malerisch, doch ganz englisch und ganz cultivirt. Bella hörte mit Vergnügen die Bemerkungen ihres Gatten, die Geschichten, welche er von den Landedelleuten erzählte, an deren Häusern sie auf ihrem Wege vorüber-kamen, und fand sogar an seinen Versuchen, in dem Gasthaus, wo sie die Pferde wechselten, seinen Hochzeitstag zu einem denkwürdigen zu machen und Andere an seiner Freude Theil nehmen zu lassen, einen Genuß. Er bezahlte den Postillons das Dreifache ihres gesetzmäßigen Trinkgeldes. Er schickte in das Schenkzimmer, um sich zehn Schillinge in Sixpence umwechseln zu lassen, und warf sie unter die vor der Thür Versammelten aus.

„Für die Junggesellen," sagte er, „damit sie auf das Wohlsein Hymens trinken, und für die Ver=

heiratheten, damit sie den Kleinen zu Hause eine Freude bereiten können."

In Folge dieser Anweisung wurde an diesem Abend in dem Schenkzimmer des Gasthauses mit drei Mal drei Hurrah's auf die Gesundheit und das Glück des Squire und der Mrs. Hymen getrunken.

Der Abend brach herein, als sie sich ihrem Bestimmungsorte näherten. Während der letzten Paar Meilen nahm das Plaudern des Capitains ab; er wurde unruhig, ließ fortwährend die vorderen Fenster nieder und steckte den Kopf hinaus.

„Wir sind zum Frühstück geblieben, Liebe," sagte er bei einer solchen Gelegenheit, „weil ich dachte, daß wir zu spät zum Mittagsessen kommen würden, und weil ich an diesem ersten Tage unserer Ankunft meine Mutter oder Mrs. Buck nicht aus ihrer Ordnung bringen wollte."

„Wer ist Mrs. Buck?" fragte die junge Gattin.

„Unsere Haushälterin, das Factotum meiner Mutter, die Beherrscherin des Hühnerstalles und der befehlende Officier des Bedientenzimmers und des Dorfes. Du mußt Dich mit ihr auf guten Fuß stellen, mein Weibchen, und sie kann wirklich nicht umhin, von Dir bezaubert zu werden. Sie ist ein gutes Geschöpf. Ich habe sie stets artig gefunden, aber es ist schwer mit ihr auszukommen, wie bei allen guten Dienern."

Eine kurze halbe Meile weiter klapperten die Hufe der Pferde auf einer Brücke.

„Hol's der Henker!" sagte der Capitain, indem er aufsprang und den halben Körper durch das Fenster steckte. „Wo sind die Pächter? Das ist die Grenze des Kirchspiels, dort steht der Kirchthurm — und wir sollten die Glocken hören."

Der Wagen hielt an, um das Chausséegeld zu bezahlen. Der Capitain winkte den Schlagwärter zu sich.

„Master Glaß," sagte er, „wo sind meine Leute, und haben Sie die Glocken gehört? Ich habe von der letzten Poststation Jemand zu Pferde vorausgeschickt, damit er sie daran erinnert, aufzupassen. Haben Sie Niemand von ihnen hier umherkreuzen sehen?"

„Das wäre wohl möglich, Capitain," war die Antwort, „aber ich habe von Nichts gehört."

Welche schlimmen Dinge der Capitain durch die Zähne murmelte, brauchen wir hier nicht zu wiederholen, und so aufgebracht er auch darüber war, daß er in seinem eigenen Dorfe so wenig Notiz von seinem neuen Glück nehmen sah, so fand er doch, als der Wagen von der großen Londoner Straße abbog, hinlängliche Beschäftigung darin, daß er Bella auf das Dorf und seine Schönheiten aufmerksam machte. Dort stand die Kirche, die, zu schön für das Land — wirklich fast eine kleine Kathedrale war. Neben

derselben, und dicht unter ihr graues Dach geschmiegt, stand die Wohnung des Pfarrers, von dem Dorfe umgeben.

Dieses lag links von ihnen, wenn sie über das Thal mit seinem gewundenen, blitzenden Fluß, seinen sonnigen Wiesen, Mühlen und Brücken schauten. Zu ihrer Rechten erhob sich ein Hügel, in dessen Mitte die Straße ausgehauen war, auf welcher sie dahinfuhren. Eine Biegung derselben führte sie um den Hügel und sie dreheten dem Dorfe den Rücken zu.

Dort steht das Haus! Dort ihr eigenes Häuschen! Zur Rechten des Hauses erblickt man eine seiner hohen Cedern. Man erwartete sie so wenig, daß sich Niemand an der Eingangsthüre befand und einer von den Postillonen absteigen mußte. Sie fuhren durch den Baumgang weiter und durch andere Thore, die sie öffnen mußten, denn selbst die Gärtner hatten ihre Arbeit verlassen und Alles war ruhig und still. Der Capitain sprang aus dem Wagen, lief daneben her, während er langsam fuhr, und öffnete die Thore, welche er passiren mußte. Und so erreichten sie das Haus, flogen an der breiten Fronte vorüber und hielten im Blumengarten an der Eingangsthüre.

Der Capitain klingelte wüthend. Ein Bedienter erschien auf das Klingeln. Die Strahlen heller Lampen fielen aus dem Innern freundlich auf den Wagen.

„Was kann der Grund sein, warum uns Niemand entgegen=gekommen ist? Was hat das Alles an

meinem Hochzeitstage zu bedeuten, Sir?" rief der Capitain.

„Ich weiß es nicht, Sir. Ich habe keine Befehle erhalten," antwortete der Bediente.

Der Capitain wagte es nicht, seinen Zorn an der rechten Stelle auszulassen. Er machte daher den Wagenschlag auf und sagte ziemlich rauh: „Hier steigen wir aus, Bella."

Während er sie durch den viereckigen, mit Eichenholz getäfelten Vorsaal zog, der mit Wappenschildern und Hirschgeweihen verziert war, setzte er hinzu: „Trage Sorge, daß Du meiner Mutter gefällst."

Und als der Bediente die Thüre des Salons aufmachte, fand sie sich in einem freundlichen, großen, hellerleuchteten Gemach und einer ältlichen Dame gegenüber, die ihnen bis in die Hälfte des Zimmers entgegen=kam, als sie eintraten.

„Mutter, meine kleine Frau," sagte der Capitain. „Sie will Dir eine Tochter sein."

„Sie sind willkommen, Mrs. Leonard, wenn Sie mit dem Entschlusse hierher kommen, der Heimath Ihres Gatten einen Segen zu bringen; aber unser englisches Leben wird zu langweilig für Sie sein," war die Antwort, als sie die bleichen Wangen ihrer Schwiegertochter mit den Lippen berührte und kalt ihre Hand ergriff.

„Es ist auch wirklich langweilig," sagte der achtlose Capitain. „Bella muß es heiter machen, damit

es für sie paßt, und sich in uns schicken, so gut sie kann. Ist sie nicht schön?“ flüsterte er seiner Mutter zu.

Die alte Dame schien nicht geneigt, ihrer Schwiegertochter eine weitere Bewillkommnung zu Theil werden zu lassen. Die arme Bella wendete sich in ihrer Verlegenheit ab, und da sie nach ihrer langen Reise fror, so hielt sie die Füßchen an das Feuer, um sie zu erwärmen.

Die alte Mrs. Warner war von Mittelgröße, und eine blonde Perrücke fiel in niedlichen Löckchen um ihr Gesicht. Ihr Kleid war schwarz und in allen Einzelnheiten gewissenhaft steif, der Stoff, was die Damen gut nennen, die Taille kurz, der Rock mit Zwickeln, vorn mit ein Paar schmalen Falten, und der Gleichmäßigkeit wegen hinten mit eben so vielen versehen, das Bruststück niedrig, viereckig und mit einem weißen Mousselintuche ausgefüllt, an welchem jedes Fältchen regelmäßig lag. Das Merkwürdigste an ihr war jedoch ihr Hut. Dieser war klein (Leute, die mit der Mode gingen, trugen sie in jener Zeit von riesenhafter Größe), von schwerer, schwarzer Seide gemacht und mit gelblichweißem Atlas gefüttert, der in unseren entarteten Tagen zu dick gewesen wäre, als daß man ihn zu etwas Anderem, wie zu Tapezirerarbeit hätte gebrauchen können. Einige vermutheten, daß sie mit demselben schlafe, aber so viel steht fest, daß sie seit der Zeit ihres ersten Rheumatismusanfal-

les, sechs Jahre zuvor, ehe Bella sie kennen lernte, bis zum letzten Punkte ihrer letzten Krankheit, nie ohne einen solchen gesehen wurde.

Das Zimmer war behaglich und sogar elegant möblirt, da jeder Gegenstand an seinem bestimmten Platze stand, Alles seine bestimmte Verwendung hatte, und in seiner Art hübsch war. Bella dachte mit einem Schauder daran, wie groß der Gegensatz zu ihrer eigenen unordentlichen, armseligen Wohnung bei seinen häufigen Besuchen während der letzten Zeit gewesen sein müsse.

„Mrs. Leonard findet unser englisches Klima frostig?“ bemerkte Mrs. Warner mit einem Blicke auf ihre Schwiegertochter, die am Feuer stand.

„Du lieber Gott! Ja, das thut sie allerdings!“ rief der Capitain und schleppte dabei den eigenen Lehnstuhl seiner Mutter an den Kamin und drückte seine Frau darauf nieder. „Wie kalt sind ihre Füßchen,“ fuhr er fort, indem er dieselben anfühlte, „und es ist noch gar nicht lange her, daß sie krank gewesen ist, Mutter.“

„Wenn die Gesundheit Mrs. Leonard's so empfindlich ist,“ bemerkte Mrs. Warner, die ernst und steif am Tische stehen blieb, denn sie würde es verschmäht haben, sich auf einen anderen, wie ihren eigenen persönlichen Lehnstuhl zu setzen, „so dürfen wir nicht hoffen, Euch lange in England zu behalten; sie wird dieses zum Vorwand nehmen, die langweilige

Einförmigkeit der englischen Pflichten mit einem lu-stigeren Leben im Auslande zu vertauschen."

„Leonard," flüsterte seine junge Frau, indem sie sich zu ihrem Gatten herabbeugte, der vor ihr kniete und zärtlich ihre kalten Füße mit den Händen rieb, „wo sind die Kinder?"

„Gott behüte uns!" rief der Capitain und sprang auf. „Die Kinder! Wo ist Katy und der kleine John? Wir haben sie noch nicht gesehen."

„Sie sind in der Kinderstube. Ich wußte nicht, daß Du an die Kinder denken würdest," antwortete die alte Mrs. Warner.

„An sie denken, Madame! Ich denke immer an sie!" sagte ihr Sohn. „Ich werde sie selbst herunterholen und vorstellen."

Mit diesen Worten ließ er Amabel bei ihrer neuen Mutter allein. Wäre es auf ein Paar Monate anstatt auf ein Paar Momente gewesen, so würde vielleicht das zarte Benehmen und der liebenswürdige Charakter der Einen, sowie die echten Eigenschaften der Anderen gegenseitig einen günstigeren Eindruck gemacht haben. Aber das sollte nicht sein.

Von Dem, was jetzt folgte, spricht Amabel in ihrer eigenen Erzählung nur kurz, aber wie oft habe ich die Geschichte von anderen dabei Betheiligten erzählen hören!

Der Capitain stürmte die Treppe hinauf und rief der Wärterin zu: „Nun, Mrs. Mathers, warum

haben Sie die Kinder nicht zu ihrer Mama hinuntergebracht?"

„Die Madame hatte keinen Befehl dazu gegeben," fing die Wärterin an.

„Schon gut! Lassen Sie sie herunterkommen!" rief der ärgerliche Gebieter und nahm den kleinen John auf die Arme. „Kommt, Kinder, kommt und küßt Euere neue Mama, meine Lieben."

„Ich will nicht mitgehen! Ich mag nicht! Und ich will sie nicht küssen!" kreischte das Bürschchen, das sich in den Armen seines Vaters sträubte und wüthend mit den Beinen um sich schlug.

„Unsinn," sagte der Capitain, indem er ihn schüttelte. „Halte das Maul, kleiner Schurke. Sind Sie es gewesen, Mrs. Mathers, die dem Kinde den Kopf mit solchen Ideen gefüllt hat?"

„Ich eben so wenig, wie Andere," antwortete die Wärterin mürrisch, während sie der kleinen Katy die Schürze abband. „Sie können nicht erwarten, daß ich ihnen die Ohren verstopfen soll, Sir, wenn Jedermann von der Veränderung für sie gesprochen hat."

„Schweigen Sie augenblicklich!" rief Capitain Warner.

In diesem Augenblicke gelangte John unter Sträuben auf den Fußboden. Ein besonders heftiger Tritt beim Herabgleiten reizte den Zorn des Capi-

tains bis zum Uebermaß. Er versetzte ohne die mindeste Ueberlegung dem kleinen Knaben ein Paar (keineswegs starke) Püffe, so daß er höchst erschrocken, aber wenig beschädigt, ein furchtbares Geheul erhob.

Es drang bis hinunter in den Salon; es schallte in die Ohren der alten Mrs. Warner, die in größter Hast auf den Kampfplatz eilte. Auch Bella, welche die Stimme ihres Gatten in zornigem Tone vernahm, bedachte sich nicht, ihr zu folgen.

„Das ist also der Anfang Deiner neuen Frau! Das sind ihre ersten Thaten! Das ist die Behandlung, die sie Deinen Kindern mitbringen wird!" hörte sie die alte Dame sagen. „Das ist französischer Einfluß unter uns! Das ist die Frau, die Du nach Hause gebracht hast, damit sie die Mutter Deiner Kinder ersetze, Leonard Warner!"

„Madame!" rief der Capitain, der in der Fluth der leidenschaftlichen Beredtsamkeit unterbrochen wurde, welche er über die Wärterin und die Kinder ausströmte, „ich wünsche, daß meine Gattin hier empfangen wird, wie sie es verdient. Meine selige Gattin war eine ausgezeichnete Frau — es sei ferne von mir, anders wie in den ehrenvollsten Ausdrücken von ihrem Verhalten und ihren Tugenden zu sprechen, aber sie war in keiner Beziehung mit der gegenwärtigen Mrs. Warner zu vergleichen."

„Fahre nur fort! Fahre nur fort!" rief die alte Dame. „Jetzt, wo französischer Einfluß unter uns

herrscht, können alle unsere alten englischen Gewohnheiten, die Todten zu achten und unsere Eltern zu ehren, vergessen werden. Aber es wundert mich, daß Du Dich nicht schämst, vor den Ohren Deiner armen, unschuldigen Kinder so von ihrer seligen Mutter zu sprechen!"

„Leonard! Leonard!" rief die arme Amabel, indem sie ihn am Arme zog; ihr Gesicht war aschfarbig.

Der Capitain wendete sich, noch immer erhitzt und mit zorniger Miene zu ihr. Bella nahm den kreischenden Knaben auf und hielt ihn seinem Vater hin, damit er ihn zum Zeichen der Aussöhnung küsse, aber der kleine Wilde, dessen Hände frei waren, zerkratzte ihr das Gesicht, daß es blutete, und riß dabei den reichen Spitzenschleier in Stücken.

„Untersteh' Dich das noch einmal, Du kleiner Schurke!" rief der erzürnte Vater, indem er sich nach ihm umdrehte. Die alte Mrs. Warner riß das Kind an sich, Bella warf sich dazwischen und zog ihren Gatten unter Weinen, Bitten und Vorstellungen aus dem Zimmer.

Als er sich erst fern von dem Lärme des Vorfalls sah, freute er sich, daß er demselben entgangen war. Sie stiegen wieder in ihren wartenden Wagen. Die Postillone, welche ihre Lampen angezündet hatten, rasselten dem Häuschen ihrer neuen Heimath zu.

Und die Haushaltung von neuen Bedienten, die auf dem Vorsaale versammelt waren, um ihre Ankunft zu begrüßen, waren erstaunt, als der Wagenschlag aufgemacht wurde, einen beschämten, mürrischen Bräutigam zu sehen, der eine bleiche, weinende, junge Frau mehr trug, wie führte.

Sechstes Kapitel.

Das Erste, was der Capitain am folgenden Morgen nach dem Frühstück that, bestand darin, daß er nach den Cedern hinüber ging, um sich mit seiner Mutter auszusöhnen; seine Gattin wurde von peinlicher Furcht erfüllt, daß die Scene des vorigen Abends zu einer vollständigen Entfremdung zwischen Sohn und Mutter geführt haben könne, aber sie täuschte sich. Sie verstand weder den Charakter ihres Gatten, noch den der alten Mrs. Warner. Und sie wußte auch nicht, wie sich das Blut mit dem Blute gegen Fremde verbündete.

Nachdem die Aufregung seines leidenschaftlichen Ausbruches vorüber war, fand sich der Capitain bereit, unter jeder Bedingung Frieden zu schließen, und die alte Mrs. Warner forderte schwere Opfer. Sie

hatte schon vorher vergeblich versucht, ihn zu überreden, daß er seine Kinder ihrer Obhut übergeben solle; er antwortete und mit Recht, daß eine solche Einrichtung einen Mangel an Vertrauen auf seine junge Frau andeuten werde, aber jetzt machte sie den Vorschlag wieder und benutzte ihren Vortheil auf das Beste.

„Du siehst, daß Deine neue Frau nicht die geeignete Person dazu ist, der man sie anvertrauen könnte," betheuerte sie, wie der Leser sehen wird, ohne dafür irgend einen Grund anzuführen. „Sie ist selbst nur noch junges Mädchen, soeben erst der Kinderstube entlaufen und mit französischen und anderen ausländischen Ideen erzogen. Es wundert mich, daß Du daran denken kannst, ihr Deine jungen Kinder zu überlassen. Wenn Du auch Dein eigenes Glück auf das Spiel setzen willst, so sehe ich nicht ein, daß Dir dies ein Recht giebt, Deine Kinder zu opfern — wenigstens nicht, ehe Du sie geprüft hast."

So drängte Mrs. Warner, und der Capitain, der Gedanken oder Umstände nicht wohl zu durchschauen verstand und fühlte, daß seine kleine Frau die Ursache seiner Demüthigung gewesen sei und sich so sehr vor sich selbst schämte, daß er bereit war, für seinen Fehler unter jeder Bedingung Vergessenheit zu erkaufen, gab in diesem Punkte nach und willigte in den Vorschlag.

Amabel wagte keine Vorstellungen zu machen

oder auch nur ihren Verdruß auszudrücken, als er ihr sagte, was er gethan hatte. Sie hatte sich fürchten gelernt, ihren Gatten zu erzürnen, und sagte Nichts davon, wie sehr sie erwartet habe, als Ersatz für ihre eigene unvollkommene Liebe, ihm die eifrige Wachsamsamkeit einer Mutter über das Wohlergehen seiner Kinder darzubringen.

Sie sah sich so sehr in ihren Hoffnungen getäuscht, und ihr inniger Wunsch, deren Liebe zu gewinnen, bewirkte, daß sich Mrs. Mathers, die Wärterin, bald gegen die alte Dame beklagte, sie könne mit ihren Pfleglingen nicht ausgehen, es sei, wohin es wolle, ohne durch die Gesellschaft der jungen Mrs. Warner belästigt zu werden.

Dies geschah jedoch nicht unmittelbar nach ihrer Verheirathung, sondern erst, als ihre Spaziergänge einsam wurden und die Neuheit der Ehe vorüber war, denn im Anfang wich Capitain Warner nicht von ihrer Seite.

Sie mußte der ganzen Nachbarschaft Besuche machen, denn der umwohnende Adel hatte sie besucht, Wein und Hochzeitskuchen bei ihr genossen und war dann zu der alten Mrs. Warner hinübergegangen, um Bericht über den auf ihn gemachten Eindruck abzustatten und dagegen die Andeutungen über „französischen Einfluß,“ „Verblendung“ und dergleichen mehr zu vernehmen und aus dem Umstande, daß Amabel

die Kinder ihres Gatten nicht unter ihrer Obhut habe, Folgerungen gegen Amabel zu ziehen.

Zuweilen kam die alte Dame jedoch zu ihnen herüber und half ihrer Schwiegertochter hübsche Leute empfangen, von denen sie glaubte, daß sie einen Besuch machen würden, und bei einer solchen Gelegenheit ließ ein munteres, junges Mädchen, das zugegen war, einige Bemerkungen über Lady Harriet Rustmere fallen.

„Sie werden gern nach Foxlay gehen," sagte sie zu Amabel. „Die Rustmere's empfangen viel Gesellschaft aus London und sind eben aus dem Auslande zurückgekommen."

„Ich werde sie sehr gern besuchen," war die Antwort der armen Bella.

Kaum war die junge Dame fort, so wendete sich die alte Mrs. Warner mit ihrer ernstesten Miene zu ihrer Schwiegertochter.

„Mrs. Leonard," sagte sie, „meine Ansichten von englischer Schicklichkeit erlauben mir nicht, den Besuch der Frau meines Sohnes bei Lady Harriet Rustmere zu billigen. Wenn Sie sich mit ihr und ihrem lustigen Kreise verbinden wollen, so muß ich mir erlauben, Sie zu benachrichtigen, daß Sie allein hingehen müssen."

„Ich habe wirklich durchaus kein Verlangen, sie kennen zu lernen. Ich wußte nicht, daß sie keine ge-

eignete Person sei," war die Antwort ihrer Schwiegertochter.

Ihre Unbekanntschaft mit der englischen Denkungs= und Lebensweise brachte ihr in jeder Hinsicht Demüthigungen, die mit ihrem ersten großen Vergehen und einem Verweise von Mrs. Warner anfingen, als sie am Sonntag nach ihrer Trauung zu spät in die Kirche kam.

„Meine Liebe," hatte ihr Gatte, der sehr sorgsam gekleidet war, zu ihr gesagt, als sie, zu dem Kirchgange bereit, herabkam, „Du hättest Dein anderes Kleid und den anderen Hut nehmen sollen, meine Mutter geht stets in ihrem besten Anzuge zur Kirche und sie achtet bei solchen Gelegenheiten sehr darauf."

Der Anzug wurde ihm zu Gefallen gewechselt. Sie nahm das rehfarbige Kleid und den Hochzeitshut, aber dazu gehörte Zeit. Die Augen der ganzen Versammlung richteten sich auf sie, als sie eintrat, und sie sank in der Achtung der Farmersweiber als eine halbe Papistin und Ausländerin, als sie bemerkten, daß sie der Hilfe bedürfe, um sich im Gebetbuche zurecht zu finden, denn die Talbot's waren keine Kirchgänger, da sie keinen Kirchstuhl in St. Clement hatten, und eine der langweiligsten und lästigsten neuer Pflichten Amabel's bestand darin, daß sie in den Frühgottesdienst und jeden Dienstag früh mit Mrs. Warner zur Betstunde in die kalte Kirche gehen mußte.

Die alte Dame ging, wie jedes andere Mitglied der Versammlung, der Respectabilität oder des Beispiels wegen hin. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, Trost oder Segen oder „Seelenstärkung“ darin zu finden — jene Stunde gemeinschaftlicher Andacht zum Sabbath des Tages, zur Heiligung der Gedanken, der Sorgen und Beschäftigungen der ganzen Vierundzwanzig zu machen, und sie ließ es sich auch nicht beikommen, die Gefühle ihrer neuen Tochter dafür zu interessiren. Genug, daß Amabel wohl oder übel bei jedem Wetter ging. Sie bedachte nicht, daß die äußere Schaustellung, die nicht einmal als Darlegung des inneren Gefühls oder eines festen Grundsatzes der Seele gelten kann, nichts Besseres ist, wie ein wöchentlich zweimal wiederholter frommer Betrug.

Aber die schwerste Prüfung für Bella war das Haushalten. Die alte Mrs. Warner hatte es für angemessen für junge Anfänger gehalten, eine unerfahrene Köchin zu nehmen (denn sie selbst war, was man eine gute Wirthin nennt), und zwar in Folge der Ansicht, daß Mrs. Leonard selbst nach ihrer Küche sehen sollte, denn ihre praktische Philosophie war die der Antibaron'schen Schule, die sich auf das vorgebliche Sollen, anstatt auf das wirkliche Sein gründet. Capitain Warner legte vielen Werth auf einen guten Tisch, und Bella, die keinen Begriff davon hatte, was von ihr verlangt wurde, ließ ihn oft

sich zu einem schlechten Mittagsessen niedersetzen, ohne zu wissen, daß es dieses war. Woher sollte sie wissen, wenn sie weißen Zucker und wenn braunen herausgeben — wenn sie das Pastetenfleisch umrühren und wenn Gemüse einlegen mußte? Woher sollte sie wissen, welche Stücke sie nehmen sollte, wenn John Hodges ein Schwein geschlachtet hatte und die erste Auswahl Mrs. Warner im großen Hause angeboten worden war? Woher sollte sie die Gewohnheit des Ortes in Bezug auf Kraftsuppe kennen, als Mrs. John Hodges Nachricht von einer wahrscheinlichen Vermehrung ihrer Familie schickte? Wie konnte sie die Ansprüche eines Jeden auf eine halbe Krone oder einen Schilling abwägen, als die Glockenleute und Sänger, die Stadtmusikanten und Todtengräber kamen, um ihre Weihnachtsgeschenke zu holen? Woher sollte sie wissen, daß zum Schweinebraten Pflaumensauce — zum Wildpret Brodsauce, — zur Makrele Stachelbeersauce gehörte, oder wodurch sich die Gänsefülle von der Truthahnfülle unterschied?

„Mit der Ansicht, welche wir vom Glück haben," sagt Mr. Carlyle, „verhält es sich folgendermaßen: Wir gelangen durch gewisse Schätzungen und eigene Berechnungen zu einer gewissen Art irdischer Gebühren. Diese kommt uns nach unserer Ansicht von Natur und durch ein unbestreitbares Recht zu. Es ist eine einfache Auszahlung unseres Lohnes, unseres Verdienstes, erfordert weder Dank noch Klagen; nur

den etwaigen Ueberschuß halten wir für Glück, jedes Deficit dagegen ist Elend."

Auf ähnliche Weise ist die ländliche Bevölkerung von England dazu gekommen, eine Berechnung in Bezug auf die Gunstbezeugungen der Großen, welche „ein öffentliches Recht" sind, anzustellen. Sie messen die Gentilität der Höherstehenden nach ihrer Beobachtung dieser Gebührnisse ab, und die Abweichung von denselben begründet in ihren Augen das Urtheil „kein Gentleman" oder „keine Lady". Die Leute in der Umgebung der Cedern wurden einer nach dem anderen durch kleine Verletzungen ihrer Gewohnheiten beleidigt, und da sie nie geneigt gewesen waren, in einer Fremden eine „wirkliche, geborene Lady" zu sehen, so fingen sie an, sie „ein armes Geschöpf" zu nennen und Geschichten von ihrer Unwissenheit im Dorfe zu verbreiten. Die zahlreichsten Beweise für ihre schlechte Wirthschaftsführung fanden sich in den Büchern ihrer Lieferanten, welche Mrs. Warner gewiß jedes Mal zu sehen bekam und die fortwährend Anlaß zu solchen Bemerkungen gaben, wie: „Du meine Güte, Mrs. Leonard, ich finde, daß Sie bei Booth zwölf Ellen Hausflanell bestellt haben. Das ist nicht die Art, welche ich kaufe. Sie werden finden, daß er durchaus Nichts hält, und es würde große Verschwendung sein, wenn Sie eine Menge solches Zeug im Hause hätten. Ich habe Booth befohlen, hinzuschicken und ihn wiederholen zu lassen." Oder:

„Mrs. Leonard, ich höre, daß Sie neun Pence für das Pfund Farinzucker bezahlen, und ich zahle sieben und einen halben Penny. Junge, englische Wirthschafterinnen treiben keine solche Verschwendung, aber ich glaube, daß das bei Fremden anders ist." Oder auch: „Mrs. Leonard, die Buck sagt, daß Sie Ihre letzten Hefen bei Simpson genommen haben. Wenn man in der Grafschaft Etwas zu bedeuten hat, so sollte man sich doch wirklich nach dem Ruf der Leute erkundigen. Ich bin noch nie in meinem Leben dorthin gegangen. Er ist ein Dissenter!" Und obgleich Capitain Warner dieses Alles anfangs mit vieler Gutmüthigkeit ertrug, so machte ihn doch das zunehmende Gefühl ihrer Mängel geneigt, den fortwährenden Reden seiner Mutter von „englischer Behaglichkeit," „englischem Haushalten," und „den häuslichen Eigenschaften englischer Frauen" Gehör zu schenken.

„Wir müssen wirklich unsere Köchin wechseln," sagte er eines Tages nach einem verunglückten Mittagsessen.

„Es wird eine Schande für Deine Frau sein, wenn sie wechselt," antwortete Mrs. Warner. „Sie sollte ihre Pflicht kennen lernen. Wozu ist eine Frau, welche die Wirthschaft ihres Mannes nicht führen kann und nicht geeignet dazu ist, daß man ihr seine Kinder anvertraut, und Nichts von den Gemeindegeschäften versteht, weiter gut, wie zum Ansehen? Ein hübsches Gesicht hält nicht das ganze Leben aus.

Die Schönheit geht am Ende doch nur so tief, wie die Haut, mein Sohn Leonard."

Da Capitain Warner so seine Köchin behalten mußte, so verfiel er auf einen anderen Ausweg. Er traf Mrs. Buck eines Tages im Dorfe, und nachdem er ihr auf eine seiner Ansicht nach zarte Weise, die jedoch für die Einbildungskraft der Mrs. Buck von tiefer Bedeutung war, angedeutet hatte, daß seine junge Frau unerfahren sei und eine klügere Person brauche, die sich um die Sache kümmere, setzte er hinzu, er bitte sie, seiner Haushaltung einige Aufmerksamkeit zu schenken und Mrs. Leonard gelegentlich Rath und Belehrung zukommen zu lassen. Dies genügte. Bella fand, daß ihr von diesem Augenblick an selbst die Gewalt über ihre eigene Dienerschaft aus den Händen geschlüpft sei. Der Fleischer kam nicht mehr wegen seiner Aufträge zu ihr, sondern holte sie für beide Haushaltungen im großen Hause ein; jede Kartoffel, die sie kochen ließ, wurde von Mrs. Buck, Mrs. Mathers und Mrs. Warner gezählt. Die „Hilflosigkeit" und der „Mangel an Geschick" der jungen Mrs. Leonard bildeten das Thema der Unterhaltung zwischen der alten Dame und ihren Satelliten, und die Quintessenz dieser Entdeckungen wurde Capitain Warner täglich unter irgend einer Gestalt gereicht.

Ach! Capitain Warner war nicht der Mann, der gegen diese Einflüsterungen gestählt gewesen wäre. Er hatte seine junge Frau, als er sie heirathete, mit

der ganzen Wärme und Aufrichtigkeit seines kräftigen Charakters geliebt und bewundert, aber er gehörte zu den Männern, deren erste, glühende Bewunderung so unbegrenzt ist, daß sie keinen Fehler in dem Gegenstande derselben finden können, und sobald sich ein Zweifel an der unbedingten Vollkommenheit eines Ideals in ihren Geist einschleicht, lockert er ihren Glauben in jeder Beziehung und führt sie schnell zu dem entgegengesetzten und eben so unverständigen Extrem. Er hatte keinen Begriff von den wahren Lasten des Frauenstandes. Er glaubte, das Leben einer schönen Frau sei stets, wie das Amabel's, als er sie zum ersten Male sah, lauter Spiel und Sonnenschein; von dessen Schwächen und Versuchungen, den kleinlichen Pflichten des Lebens und den Kümmernissen der Einbildungskraft hatte er keinen Begriff und wollte sie nicht in Anschlag bringen. Er konnte eine Frau als Ganzes würdigen, besaß aber nicht die Fähigkeit, ihr im Einzelnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die ersten Tropfen des Mißtrauens hatten sich in das Muster der Vollkommenheit eingesickert, welches er für wasserdicht hielt, und die Feinde seines Friedens sollten bald „wie eine Fluth durch das so unbedeutend scheinende Leck hereindringen."

* *
*

Das arme Kind! Die einzige Liebe, welche sie unter den Fremden besaß, von denen sie in Bezug auf ihr Glück abhing, war die ihres Gatten, und diese konnte sie, wie wir gesehen haben, trotz ihrer Wärme und Lebhaftigkeit, nicht verstehen.

„Du willst geliebt sein? Dann mußt Du erst Liebe geben,
Kein and'rer Preis erwirbt sie Dir im Leben."

Und ihr Herz war bankerott! Sie wußte auch nicht, daß Alles auszugleichen gewesen wäre, wenn sie nur aufrichtig hätte lieben können, während sie Tag für Tag fühlte, daß ihre Hoffnungen auf Glück abnahmen und die Schwierigkeiten sich bei der Verminderung ihres Einflusses rings um sie vermehrten. Eben so wenig war sie im Stande, dem Rathe des Erzbischofs Leighton — des heiligen Johannes unter unseren Geistlichen — zu folgen, worin er uns sagt, daß die Verheiratheten, wenn zwischen ihnen Etwas an Liebe fehlt, „Gott ernstlich um Hilfe bitten sollten, daß seine Hand zum Rechten wende, was keine andere kann, und daß er, der die Liebe selbst ist, ihren Herzen die gegenseitige Liebe einflöße, welche sie früher hätten suchen sollen."

Es fehlte ihr nicht an Beobachtungsgabe; sie bestand nicht hartnäckig auf ihrer eigenen Art oder ihren Meinungen, es gab keinen Grund zu dem Glauben, daß sie ihre Unerfahrenheit nicht überwinden und ihre häuslichen Pflichten lernen würde, wie andere

Frauen. Aber aus ihrem ersten Mißlingen folgerten Andere, deren Schuld es war, ihre Unfähigkeit, und sie überließ nach kurzem Widerstreben ihren Händen jede Macht. Es war jedoch nicht eine passive oder zufriedene Ergebung, sondern von einem ohnmächtigen „Lecken gegen den Stachel“ und einer Unzufriedenheit mit sich selbst begleitet, welche ihrem Elend die Krone aufsetzte. Da die Schwachheit ihrer Schwiegermutter, sich in Alles zu mischen, sie anekelte, so erfaßte sie ein Widerwille, irgend Etwas gemeinschaftlich mit ihr zu thun. Es genügte, daß Mrs. Warner die Hand bei einem Unternehmen hatte, dorthin die Amabel's gewiß nie kam.

Das arme Kind! Wir wiederholen es. Sie besaß nicht die Liebe, welche instinctmäßig die Kenntniß giebt, wie man Alles dahin bringen kann, daß es zum Besten eines Anderen zusammen wirkt, welche jeden Beistand zur Beförderung des Glückes des Geliebten annimmt, nur um das Ziel besorgt ist und sich selbst über die Erreichung desselben vergißt. Sie fühlte, daß ihr als Frau und Gattin viel zukomme, und als sie sich in ihren Versuchen, die Uebel gut zu machen, welche sie peinigten, gehindert und getäuscht sah, so warf sie verzweiflungsvoll ihre Hoffnungen auf Glück von sich.

Es war so schwer, sich nicht gewürdigt zu sehen, für unfähig gehalten, selbst von den Dorfbewohnern geringschätzig betrachtet zu werden, die — denn der

Capitain war stets ihr Liebling gewesen — sich, wie sie glaubten, auf seine Seite stellten, und anfingen, ihn zu bedauern und Vergleiche zwischen seinem „armen Geschöpf von einer Frau“ und der glänzenden Miß O'Byrne anzustellen, die so gut ritt und stets für die wahrscheinliche Nachfolgerin der ersten Mrs. Warner gegolten hatte. Natürlicherweise sprach Niemand offen zu dem Capitain gegen seine junge Frau, aber der Einfluß der öffentlichen Meinung drang in Blicken, Zeichen und allgemeinen Bemerkungen zu ihm. Er war leidenschaftlich in sein Bräutchen verliebt gewesen und liebte sie noch immer, aber ehrte und achtete er sie, wenn er dem Gedanken Raum gab, daß eine englische Frau besser für seine Stellung gepaßt hätte — oder bedauerte, daß er sie jemals glücklich und kindlich in ihrer Inselheimath gesehen habe?

Und so vergingen ihre Tage und Wochen während jenes langweiligen Winters. Sie wußte nicht, wie sie sich mit Unterhaltung oder Beschäftigung versorgen sollte. Nach dem langen Aufenthalt an einem Orte, wie Valetta, war sie von dem Geschwätz der großen Welt ausgeschlossen, und sich aus London neue Bücher oder Zeitschriften, kurz, irgend etwas Anderes, wie die wöchentliche Zeitung der Grafschaft, kommen zu lassen, würde ihr als ein eben so unausführbares Unternehmen, wie irgend Etwas in Feenmährchen erschienen sein. Mrs. Warner empfahl ihr

die englische Uebersetzung der alten Geschichte von Rollin, ein Werk, das bei seiner Anwendung der Sitten und Gefühle des Hofes Ludwigs XIV. an die Geschichten der Egypter und Nachfolger Alexanders, wie sie selbst in späteren Jahren sagte, sie immer an einen in der Bibliothek der Cedern hängenden Kupferstich erinnerte, welcher Garrick in der Rolle Romeo's darstellte, wie er in Manschetten, langer Weste und Zopfperrücke aus dem Fenster seiner Geliebten stieg. Sie las auch den Rambler und Spectator und betrachtete sehnsüchtig die Rücken der empfindsamen Reise, Julia de Roubingé, Gil Blas, Percy's Reliquien, Don Jone's und ähnlicher leichter Literatur, welche sie durch die Glasscheiben eines Bücherschrankes sah, dessen Schlüssel die alte Mrs. Warner eingesteckt hatte.

Und sie machte lange Spaziergänge im Parke, der im Winter unter den Bäumen feucht war, oder fuhr mit der alten Mrs. Warner aus, um steife Morgenbesuche zu machen und zuweilen an den Hütten der Armen anzuhalten, wo sie die Wohlthätigkeit in England als etwas Widerwärtiges betrachten lernte, als sie die alte Dame eine arme Frau an den Schlag rufen sah und hörte, wie sie ihr gebieterisch Rathschläge ertheilte, oder ihr Vorwürfe machte, oder sich mit einem Mangel an Zartgefühl, der anzudeuten schien, daß sie die Armen als nicht mit einer solchen

Natur, wie sie selbst begabt, ansah, nach allen ihren Familien= und Lebensgeheimnissen fragen hörte.

Dies Alles verletzte die Empfindlichkeit Amabel's, denn sie wußte nicht, in welchem Grade die alte Dame von ihren Nachbarn als das Muster einer Edelfrau angesehen wurde, oder welches Vertrauen die Armen hegten, daß ihre wirklichen Bedürfnisse von ihr nach einem Maßstabe erleichtert werden würden, der im Einklang mit der öffentlichen Meinung oder ihrem Verdienst und ihrer Noth stand. Mrs. Warner kannte den Charakter des Volkes ganz gut, und wenn sie es für ein Recht hielt, rauh in ihrem Tadel, zudringlich in ihren Fragen und anspruchsvoll in ihren Ansichten von Würdigkeit und Schicklichkeit zu sein, so sahen es die Dorfbewohner gleichfalls so an. Ihr System persönlicher Beaufsichtigung und der damit verknüpften Wohlthätigkeit paßten ganz gut zu der öffentlichen Meinung, deren Mittelpunkt sie war und dem Charakter unserer Institutionen in jenen Tagen.

Jetzt ist es anders und ändert sich fortwährend. Jede Eisenbahn, jede Vereinigung von Kirchspielen, jede Idee der Zeit, welche in das Herz des Volkes dringt, dient dazu, den Kastengeist zu brechen, und hat bei den daran geknüpften Uebeln wenigstens den Vortheil, daß sie Alle, die Reichen und die Armen, ihr gegenseitiges Verhältniß weniger auf eine relative Stellung, wie auf den Grund einer allgemei=

nen Menschheit basiren. Dies weckt in den Leuten die Erinnerung, daß ihre Mitmenschen Herzen haben, und eröffnet für ihr Eintreten in diese Herzen viele breite Wege, an welche man in den Tagen der Mrs. Warner nie dachte.

Siebentes Kapitel.

„Beim Zeus! Eine wichtige Marktneuigkeit, Bella. Der alte Towser, unser Abgeordneter, ist eben gestorben, und mein Freund O'Byrne will für die Grafschaft auftreten."

So rief der Capitain, als er in das Frühstückszimmer zurückkehrte, von wo er eines Morgens in der ersten Hälfte des Februar abgerufen worden war, um eine mündliche Botschaft in Empfang zu nehmen, welche ein zuverlässiger Mann zu Pferde allen einflußreichen Unterstützern des blauen Interesses in diesem Theile der Grafschaft überbrachte. Die Aussicht auf eine Wahl, welche die „echten Briten" in so große Aufregung versetzt, weckte in dem Geiste Bella's nur sehr undeutliche, schwache Begriffe.

Das war bei der älteren Mrs. Warner nicht der

Fall. Kaum hatte ihr Sohn seine landwirthschaftlichen Geschäfte verlassen (denn wie alle Seeofficiere auf Halbsold, die ein Paar Acker besitzen, versuchte er eifrig alle Experimente des gesunden Menschenverstandes, wie er es nannte; klügere Landwirthe nannten es Guineen säen), kaum war er, wie gesagt, zu Pferde nach der Grafschaftsstadt aufgebrochen, so schickte die alte Dame die Haushälterin mit einem Packet blauen Zitz unter dem Arme herüber.

„Was soll das Alles, Mrs. Buck?“ fragte Amabel, als sie in den Salon trat und ihre Last an die Erde legte.

„Das ist um das Gelbe zuzudecken, Madame,“ antwortete die Buck. „Die Grundsätze meiner Herrin sind klar, und in der Wahlzeit haben wir nicht einmal eine Orange im Hause. Und der junge Herr — der Capitain, war als Knabe, Gott segne ihn, nicht dazu zu bringen, daß er ein Ei aß, wegen der gelben Farbe des Dotters, Madame.“

Gegen das Ende des Tages war die ganze Grafschaft in Aufregung. Die Gasthäuser steckten ihre Fahnen auf, fleißige Finger fertigten Cocarden; die Adressen der rivalisirenden Candidaten O'Byrne und Eccleston waren an die Mauer geklebt, Stimmensammler durchstreiften die Gegend, die Grundbesitzer berechneten die Stimmen, über welche sie verfügen konnten und den Preis für den Beistand, welchen sie ihrer Partei leisteten, und die wenigen „unabhängigen

Wähler" lagen auf der Lauer, bis die Noth der einen oder der anderen Partei sie zwingen würde, Gewissen zu Hungernothspreisen aufzukaufen.

Es war der zweite Morgen nach Ankunft der Nachricht und Amabel saß allein und müßig vor ihrem Feuer, denn der Teppich, welchen sie eben mit Geld ausfüllte, war auf den Befehl der Mrs. Warner weggeschafft, als der Bediente zwei Herren meldete. Sie stand auf und im nämlichen Augenblick folgten zwei sehr nette, junge Männer in Reitanzügen und mit dem selbstzufriedenen Aussehen von Leuten, die darauf gefaßt waren, zu bezaubern, dem Bedienten in das Zimmer.

„Vermuthlich die Gattin Capitain Warner's?" sagte der Vorderste mit einer äußerst artigen Verbeugung. „Mein Name ist Eccleston."

Amabel verneigte sich und ersuchte die Fremden, sich zu setzen.

„Ihr Gemahl ist, wie ich höre, nicht zu Hause," fuhr der Fremde fort.

Amabel bedauerte, daß er an diesem Morgen in Geschäften für das blaue Comité nach C. gegangen sei.

„Wenigstens darf ich mich glücklich schätzen," sagte Mr. Eccleston, „daß ich bei seiner Gattin vorgelassen werde, von deren Reizen und Bildung ich so viel gehört habe. Man versichert mir, daß Sie von einer edlen Familie in Frankreich abstammen, Madame."

Amabel verbeugte sich.

„Frankreich ist ein schönes Land," fuhr Mr. Eccleston fort, „ein Land, mit dem wir um unseres Interesses willen die engste Verbindung pflegen müssen. Der letzte, so blutige Krieg, war, wie wir glauben, ein Fehler von Seiten unseres Landes. Es ist von jetzt an unsere Politik, den Frieden zu bewahren, commerzielle und freundschaftliche Bande zu pflegen, den Olivenzweig mit den Lorbeeren zu verflechten, welche wir gewonnen haben."

„Der Krieg ist entsetzlich," unterbrach Amabel den Entwurf einer Rede, die er für die Wahltribüne vorbereitete.

„Die gegenwärtigen Minister müssen von einer thätigen Opposition der uneigennützigen Männer dieses Landes scharf beobachtet werden," setzte der Freund Mr. Eccleston's hinzu, „sonst haben wir zu fürchten, daß persönliche Meinungen, die Schmeicheleien des Königthums oder die nationale Hinneigung zu aristokratischen Grundsätzen sie verleiten könnten, die Vergrößerungssucht der Autocraten Europa's so weit zu begünstigen, daß sie das Wohl der Nationen übersehen und den Frieden Europa's auf eine unsichere Grundlage stellen. Es giebt noch einen anderen Gegenstand, der während der gegenwärtigen Sitzung die Aufmerksamkeit unserer Führer beschäftigen wird, nämlich die Rechtlosigkeit, welche schwer auf dem Gewissen unserer Mitbürger — den Glaubensmärtyrern we=

gen ihrer Treue gegen eine alte Kirche lastet, ich meine unsere katholischen Mitbürger," hierbei sah er Mrs. Warner an.

„Die Katholiken sind, wie mir scheint, in England nicht beliebt?" sagte Amabel.

„Und Sie stimmen uns bei," sagte Mr. Eccleston, „daß ein Mensch, der gewissenhaft seinem Gott dient, nicht für unfähig gehalten werden sollte, dem König und dem Vaterlande zu dienen? Ihr vorurtheilsfreier Verstand und Ihr reines Herz verbinden Sie mit einer liberalen Politik und lassen Sie fühlen, daß es sowohl in politischer, wie religiöser Hinsicht etwas Unwürdiges ist, die Gewissen zu zwingen. Ich bin überzeugt, daß Sie die Interessen nicht zwingen würden, sich dem Vorrecht aufzuopfern. Sie würden eben so wenig den Mann verdammen, der nach seiner Ueberzeugung stimmt, wie denjenigen, der nach seinem Glauben anbetet."

„O, nein!" rief Amabel.

„Und Ihr edler, hochherziger Gatte würde das auch nicht im Stande sein," fuhr der gelbe Candidat fort.

„Nein, gewiß nicht," sagte Bella zuversichtlich.

„Ah!" rief der Candidat, indem er aufstand und seinen Hut an das Herz drückte: „Und bei solcher Schönheit — bei dem Einfluß solcher Geistesgaben — bei solchen Reizen — was darf da unsere Seite

nicht zu hoffen wagen, wenn ihre Grundsätze von einer solchen Gattin eines solchen Mannes vertheidigt werden! Wir empfehlen uns, und wagen von Seiten Capitain Warners wenigstens eine großmüthige Opposition zu hoffen."

Amabel verbeugte sich und klingelte.

„Weshalb können sie gekommen sein," dachte sie. „Sie haben nicht um die Stimme meines Mannes gebeten. Sie wagen nur, eine großmüthige Opposition zu hoffen."

„Und, Madame," sagte der Begleiter Mr. Eccleston's, der sich umdrehte, als sein Gefährte durch die Thüre schritt, „wir dürfen also wagen, darauf zu bauen und Andere zu versichern, daß sie sich darauf verlassen können, daß Capitain Warner zu sehr ein Mann von edlen Grundsätzen und ein vollkommener Gentleman ist, als daß er die Entscheidung des Gewissens um den Preis der Wohlthaten verlangen sollte, welche die Umgegend mit Recht von Ihnen erwarten darf."

Amabel verbeugte sich wieder. Der Fremde verbeugte sich, die Thüre schloß sich zwischen ihnen. Eine Stunde darauf wurde der Laden Booth's um gelbe Bänder bestürmt. Es verbreitete sich die Nachricht, man habe den gelben Candidaten lächelnd durch die Parkthore der Cedern reiten sehen, und er hätte die Versicherung erhalten, daß Capitain Warner, obgleich er im blauen Comité saß, nicht versuchen wer-

de, Einfluß auf die Abstimmung seiner Handelsleute oder Lieferanten auszuüben. Die Gelben hatten seit Menschengedenken im Dorfe noch nie Glück gehabt. Niemand, der an jenen Morgen darauf vorbereitet aus dem Bette stieg, das blaue Interesse zu unterstützen, würde die Prophezeiung geglaubt haben, daß nach wenigen Stunden, „stimmt für Eccleston,“ an jede Mauer und selbst an die Einzäunung des Parks geschrieben sein werde.

Die Nachricht flog wie der Blitz zu den Cedern hinauf. Die alte Mrs. Warner war ein Paar Secunden lang electrisirt, und wenn sie sich erlaubt hätte, sehr lange electrisirt zu bleiben, so würden die Blauen bei der eifrig betriebenen Wahl besiegt worden sein. Binnen einer Viertelstunde wurden sämmtliche Bediente, über welche sie verfügen konnte, mit der Nachricht durch die Nachbarschaft ausgeschickt, daß Capitain Warner und sie, ohne Rücksicht auf Gewissen und Versprechungen, wenn den Grundsätzen der französischen Revolution und ihrem Vertreter, Mr. Eccleston Stimmen gegeben werden sollten, ihre ganze Kundschaft den Läden der blauen Wähler in der Stadt C. zuwenden würden.

Die aufgeregtesten Gelben besannen sich, sahen einander an, trennten sich und schlichen nach Hause, wo ihre Frauen, welche die Augen auf das Häusliche hatten, grimmig fragten, wie sie nur jemals so einfällige Narren hätten sein können, den Worten der

Mrs. Leonard Warner nur einen Augenblick Glauben zu schenken.

Das gelbe Band wurde bei Seite gelegt oder verbrannt. Die Gährung des Ortes legte sich, jeder wünschte vergessen zu sehen, daß er versprochen habe, gelb zu stimmen, und den Schuldigen lag so viel daran, jeden Verdacht zu beseitigen, daß sie am Wahltage O'Byrne ihre Stimmen zur tiefen Bestürzung und zum Aerger seines Nebenbuhlers zu allererst abgaben.

Die arme, kleine Bella! Als sie die Hufe des Pferdes ihres Gatten in der Allee hörte, sprang sie ihm entgegen, faßte die Zügel und erzählte ihm, ohne Rücksicht auf die Gegenwart mehrerer Personen, die ihn begleiteten, mit bebender Stimme und vom Weinen geschwollenen Augenlidern, daß das ganze Dorf gelb stimmen wolle, und wie es gekommen sei. Sie bedurfte in ihrer schmerzlichen Furcht und bei ihren Vorwürfen gegen sich selbst einer freundlichen, gütigen Stimme, welche sie beruhigte, und Niemand war dem Temperament nach besser dazu geeignet, wie ihr Gatte. Er stand im Begriff abzusteigen, das blaue Interesse zu vergessen und ihr freundlich zu versichern, die Sache könne nicht so schlimm stehen, wie sie glaube, und er schreibe ihr keine Schuld zu, als die kecke Miß O'Byrne zu ihm sagte:

„Wir werden am besten thun, wenn wir so-

gleich in das Dorf hinunterreiten, und den Erfolg Tom's gegen die französischen Grundsätze der Mrs. Leonard Warner schützen."

„Allerdings — ja," antwortete er, und die Gesellschaft machte in scharfem Galopp Kehrt, und ließ Amabel ungetröstet zurück. Sie wurde auch nicht beruhigt, als ihr der Capitain bei seiner Rückkehr sagte, es sei nicht so viel Schaden geschehen, wie sie gefürchtet hätten. Sie kümmerte sich nicht mehr darum, wie die Abstimmung ging — um Blau oder Gelb — sie dachte nur an die glänzende Miß O'Byrne und den Ton, in welchem sie ihm ihren Befehl gegeben hatte.

Die Dorfbewohner fürchteten nach diesem Ereignisse, daß man glauben könne, sie gestatteten ihr, einen Einfluß auf sie auszuüben, so daß eine Frau nach dem großen Hause schickte, um zu hören, ob Mrs. Warner wohl so gut sein werde, zu wünschen, daß sie etwas übrig gebliebenes Fleisch annehme, welches ihr auf Mrs. Leonard's Befehl geschickt worden war, und man urtheile selbst, ob der Capitain, während er mit der glänzenden Miß O'Byrne, der rücksichtslosesten und glücklichsten Stimmensammlerin ihres Bruders, durch das Land streifte, und überall vielfältige Scherze und ironische Glückwünsche über das Wählertalent seiner Frau mit anhören mußte, nicht zuweilen dachte, daß eine lebhafte Engländerin aus der kecken Schule, welche sein Vorwärtskommen

unterstützen, über ein Thor mit fünf Querbalken setzen und mit den Ortsgewohnheiten vertraut sein könne, nicht eine passendere Frau für ihn gewesen wäre, wie die, welche er gewählt hatte.

Und man urtheile selbst, ob die gedemüthigte und unglückliche Amabel, als ihr geschäftiger Gatte sie als unfähig, auf seine Beschäftigungen einzugehen, bei Seite setzte, und es vorzog, Alles was ihn interessirte, Miß O'Byrne und anderen glänzenden Frauen vorlegte, unter ihren vielen Thränen nie den Gedanken an jene glückliche Zukunft vergaß, welche ihr Felix vorgemalt hatte — eine Zukunft, in der sie nicht allein als Gattin, sondern auch als Frau ihren Antheil an Nützlichkeit und Thätigkeit gehabt und von ihrem Gatten geliebt, mit Vertrauen angesehen und bewundert, und vielleicht auch ein wenig von Anderen bewundert worden wäre.

Es gab noch einen anderen Gedanken — einen Gedanken, der ihr Thränen entlockte, der aber das Herz der jungen Gattin mit glühender Hoffnung und Entzücken erfüllen sollte. Sie hatte ihrem Gatten eine Nachricht mitzutheilen, welche ihn gewiß durch das heiligste Band der Natur mit ihr vereinigen mußte. Aber wie sollte sie mit um seinen Hals geschlungenen Arm den seligen Namen Vater flüstern — wie zu ihm von ihren neuen Hoffnungen sprechen und in Erwartung ihrer Seligkeit bei ihnen verweilen, während seine Zeit und seine Gedanken ganz durch die

Wahl in Anspruch genommen wurden? Denn wenn er am Abend durchnäßt, ermüdet und ein wenig reizbar, mit der Tasche voll Wählerlisten nach Hause kam, und sich nach einer späten, hastigen Mahlzeit, in Berechnungen vertieft, in Schlafrock und Hausschuhen hinsetzte, so wäre es eine Entweihung gewesen, wenn sie seine Aufmerksamkeit davon abgerufen und ihm die neuen Hoffnungen, welche er mit ihr theilen mußte, kund gethan hätte. Und wenn sie ihn am folgenden Morgen nach einem hastigen Kuß hatte fortgehen sehen, damit er den ganzen Tag lang in der Gesellschaft Miß O'Byrns vergesse, was sie ihm gesagt hatte, so würde das eine bittere Demüthigung gewesen sein.

„Bella," sagte der Capitain, als er eines Sonnabends durchkältet hinging und ermüdet wie gewöhnlich aus der Grafschaftstadt kam, — „Bella, ich habe ein Billet für Dich in der Tasche, worin wir gebeten werden, am Dienstag bei den Rustmere's zu speisen, und Lord Loudoun, den Onkel Lady Harriet's, der aus London gekommen ist, und Sir John Pawley zu treffen. Ich habe Lady Harriet heute in C. gesprochen und sie hofft, Du werdest sie entschuldigen, daß sie Dich nicht besucht hat, da sie eben erst heruntergekommen sind. Rustmere sitzt in unserem Comité, und dieses Diner soll vermuthlich nur eine politische Sache sein."

„Ich kann nicht hingehen," sagte Bella.

„Und warum nicht?“ fragte der Capitain.

„Bitte, warum nicht?“ fragte Mrs. Warner, die zufällig zugegen war.

„Ich glaubte, daß Lady Harriet — sie wäre nicht — nicht ganz eine Person, die ich besuchen sollte,“ stammelte sie erröthend.

„Dummes Zeug und Unsinn,“ rief der Capitain. „Sie ist eine muntere, lustige Frau, und weiter Nichts. Wer hat Dir das in den Kopf gesetzt?“

„Als ich Mrs. Leonard sagte, daß Lady Harriet keine wünschenswerthe Bekanntschaft für eine so junge und mit unseren Sitten so unbekannte Person sei, so meinte ich, wie Mrs. Leonard selbstverständlich wissen muß, Nichts, was hindern könnte, sie zu besuchen. Ihr Haus ist keine wünschenswerthe Schule des Lebens für eine junge Frau, dabei gehen aber Frauen, die in der Grafschaft angesehen sind, hin. Es kann für Dich von Nutzen sein, wenn Du den Grafen von Loudoun, und Sir John Pawley triffst, und wenn Mrs. Leonard nur empfindlich ist, sobald die Wünsche *ihres Gatten* und das Interesse der *blauen Partei* in Betracht kommen, so kann ich das nur ihrem Mangel an Bekanntschaft mit den Pflichten einer englischen Frau zuschreiben,“ sagte die alte Mrs. Warner.

Die alte Dame blieb bis zu einer späten Stunde bei ihnen und reizte sowohl den Mann, wie die Frau

durch ihre unpassenden Bemerkungen auf das Höchste. Beide gingen in schlechter Laune zu Bette. Am folgenden Morgen reiste der Capitain, obgleich es Sonntag war, in einer Postchaise ab, um einem Meeting in dem entfernten Theile der Grafschaft beizuwohnen. Er sollte erst zu rechter Zeit zum Aufkleiden für das Diner am Dienstag zurückkommen. Sie hatten sich — nicht im Zorn — sondern unfreundlich getrennt, und Bella litt in den Stunden, die sie allein verbrachte, durch die Erinnerungen und sehnte sich herzlich darnach, daß diese längste Abwesenheit ihres Gatten vorüber wäre, damit zwischen ihnen Alles wieder in Ordnung komme.

Das arme Kind!

Sie kleidete sich zu ihrem Besuche in Rustmere zeitig in den besten Anzug, der ihr zu Gebote stand. Die Geschenke ihres Gatten an Kostbarkeiten umschlossen ihren Hals und ihre Arme und jede war geküßt worden, ehe sie dieselbe anlegte. Ihr hellblaues Seidenkleid hob ihre klare Gesichtsfarbe hervor und eine geistreich erdachte Coiffüre von kostbaren Spitzen erhöhte die symmetrische Schönheit ihres Kopfes.

Sie wollte liebenswürdig aussehen — sie wünschte ihren Gatten an ihre Jugend und an ihren Hochzeitstag zu erinnern, denn sie beabsichtigte, ihm auf dem Wege nach Foxley Alles zu sagen. Sie wollte während dieser winterlichen Fahrt, wo sie ihn allein haben würde, sein treues Herz durch ihr Geheimniß er=

freuen und ihn in der Wärme dieses Augenblicks bitten, sie, wenn die Wahl vorüber wäre, wenigstens auf kurze Zeit von dem Einflusse seiner Mutter hinwegzuführen, und ihr endlich eine gute Gelegenheit zu geben, sich seine Achtung zu erwerben. Wie die zarte Feldblume nicht im Schatten der stolzen Waldceder wachsen kann, so war sie in der Nähe der Mrs. Warner nie im Stande, Achtung und Vertrauen und die volle Liebe ihres Gatten zu erlangen.

Sie war angekleidet, der Wagen wartete, die alte Mrs. Warner, welche herüber gekommen war, um zu betrachten, wie sie aussähe, war ungeduldig und tadelsüchtig. Die Zeit drängte; es war fünf Uhr, und halb sechs sollte das Diner anfangen. Es war ein Weg von sieben Meilen auf Nebenstraßen, und von den fetten Wagenpferden der Mrs. Warner konnte man keine große Eile erwarten. Der Capitain war nicht nach Hause gekommen.

Bella hörte Huftritte im Park und sprang auf. Es war nicht ihr Gatte, sondern ein Bote. Capitain Warner schickte ein Billet. Er würde durch Geschäfte zurückgehalten — könnte nicht sagen, wenn er sie sehen würde, sie müsse ohne ihn hinfahren und ihn entschuldigen.

„Ich wage nicht allein hinzugehen. Ich werde eine Entschuldigung schicken,“ und sie ließ das Blatt aus der Hand sinken, aber im folgenden Augenblick be-

reute sie ihren Ausruf, denn die alte Mrs. Warner ließ demselben ihre gewöhnliche Predigt, „über englische Frauen,“ und „das blaue Interesse“, und französische Grundsätze u. s. w. folgen.

„Dann muß ich gehen!“ sagte die arme Bella, verließ ihre Schwiegermutter hastig, sprang in den Wagen und gab den Befehl, schnell zu fahren.

Sie drückte den Kopf in die Hände, lehnte sich an das Kissen des Wagens, so daß sie die so kokett angelegten Spitzen zerdrückte, und schluchzte während den ersten vier Meilen, als ob ihr Herzchen seine Last des Kummers in Thränen ausströmen wolle. Dann erinnerte sie sich, daß sie im Begriff stehe, allein in eine Versammlung von Fremden zu treten, und fing an, an ihr Aussehen zu denken und vergaß die Veranlassung ihres Kummers fast über den Bemühungen, dessen Spuren zu beseitigen. Sie fächelte die geschwollenen Augen, machte die Fenster auf, um sich von der frischen Luft wieder beleben zu lassen, erneuerte ihren hübschen Kopfputz, und als der Wagen in die Anlagen von Foxley einfuhr, richtete sie sich auf, zog den Shawl um sich und zwang ihr Gesicht in das gesellschaftliche Lächeln.

Es war ein Viertel auf Sieben. Ihr Herz klopfte, als die Saalthüre aufgerissen wurde. Das Mahl hatte augenscheinlich schon angefangen und sie mußte den gefürchteten Fremden im Speisezimmer entgegen treten.

Sie nahm ihr Kleid auf und stand, vor krampfhafter Furcht bebend, im Begriff auszusteigen, als sie durch ein wildes Gebell, das heftig, aber erfreut aus dem Vorsaal klang, begrüßt wurde. Ein weißer Hund mit langem, lockigem, seidenartigem Haar und spitzigen Ohren stürzte an dem Foxleyschen Bedienten vorüber, und sprang bellend durch den Schlag.

„Barba!" rief sie. „Barba! Barba! Mein lieber Barba!" Und drückte das kleine Geschöpf in ihre Arme und weinte und küßte ihn ohne Rücksicht auf die Gedanken der Bedienten, welche Zeugen der Scene waren.

„Wer hat diesen Hund hierher gebracht?" war ihre erste Frage.

„Ich glaube er ist mit einem französischen Herren gekommen, Mylady, nicht wahr, Reynolds?" sagte der Bediente, indem er sich umsah.

Felix lebte also! Felix war hier, und sie sollte ihn treffen — *sie* die Gattin Capitain Warner's. Ihre Füße schwankten. Sie fühlte eine halbe Secunde lang, daß es ihr unmöglich sein werde, ihn zu treffen, aber sie dachte daran, was man von ihr sagen würde, wenn sie darauf beharrte, nicht einzutreten. Sie erinnerte sich des Wunsches ihres Gatten, daß sie dieser Versammlung von Beförderern der *blauen* Interessen beiwohnen sollte, sie fürchtete die alte Mrs. Warner.

Sie übergab den Hund nach einem letzten Kuß Reynolds, fuhr sich mit den Händen über die Stirn und preßte sie dann auf das Herz. Sie fühlte, daß sie wo möglich ihre Geistesgegenwart, oder wenigstens den vollen Besitz ihrer Sinne bewahren müsse.

Achtes Kapitel.

Die Thüre des Speisesaales öffnete sich, und ein lauer Dunst von Speisen und das Gesumme vieler Stimmen drang aus demselben in den Vorsaal. Der Herr vom Hause kam mit der Serviette in der Hand heraus. Amabel, die vor Aufregung bebte und die Furcht vergaß, welche ihr jeder Fremde einflößte, seitdem sie den englischen Gesellschaftston begriffen hatte, ergoß sich gegen ihn in einen Strom von Entschuldigungen für ihren Gatten und über ihr spätes Kommen.

„Lassen Sie das gut sein, theure Madame," sagte Mr. Rustmere, ein junger, ziemlich großer Mann, von eben soviel Wichtigkeit, als großer Grundbesitzer in der Grafschaft, wie seine Gemahlin als Führerin der Gesellschaft. Warner ist ein so thä=

tiger Mensch, daß sich seine Freunde darin fügen müssen, ihn zu erwischen, wenn sie können. Er besorgt blaue Arbeit in einem andern Theile der Grafschaft. Die Gelben nennen ihn und die Schwester O'Byrne's, wie ich höre, ha! ha! die blauen Teufel! Sie ist eine glänzende Person, eine große Kokette — und ein starker Liebling ihres Gemahls. Wir haben den alten Sir John Pawley, den Präsidenten des blauen Comité's, hier für Sie. Ich habe für Sie neben ihm einen Platz aufgehoben."

Bella trat zitternd am Arme Mr. Rustmere's unter die Gesellschaft. Sie bebte und wagte die Augen nicht aufzuschlagen, damit sie nicht, wenn sie denen Felix's begegnete, beim Austausch der Höflichkeiten mit Lady Harriet Rustmere stockte. Nachdem diese Vorstellung vorüber war, setzte sie zitternd den Weg um die Tafel fort, und nahm ihren leeren Platz neben dem blauen Präsidenten ein.

Das Zurückbringen der kalten Suppe und eins der frühern Gerichte nach dem andern nahm eine Zeitlang ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Unter den Stimmen der Gäste vernahm sie die wohlbekannten Töne nicht, welche in ihren Träumen so oft vor ihren Ohren klangen. Sie wagte nicht aufzublicken: sie glaubte, die Augen der ganzen Gesellschaft hafteten auf ihr; Gott weiß, welcher Bericht Mrs. Warner erstattet wurde, wenn sie erröthen sollte.

Ein leises Winseln drang zu ihren Ohren; das

Hündchen hatte die Gelegenheit abgewartet, und sich zwischen den Füßen des Bedienten in das Zimmer gedrängt, sprang jetzt an ihr in die Höhe, und gab seine Liebe und sein Glück durch jedes mögliche hündische Zeichen zu erkennen.

„Giù! Giù! Barba! Nieder! Nieder!“ sagte Bella, indem sie versuchte, ihren Liebling zu bewegen, daß er sich unbemerkt unter die Tafel lege.

„Nehmen Sie den Hund weg,“ sagte Mr. Rustmere.

„Komm, komm!“ rief der Bediente, und bemühte sich, ihn zu fangen.

„Oberst Guiscard!“ rief Mr. Rustmere, „rufen Sie Ihren Hund weg, er belästigt Mrs. Warner.“

Oberst Guiscard stand auf.

Es war nicht Felix, sondern ein etwas älterer Mann von mehr militairischem Aussehen, von röthlichem Haar und Bart, größer wie Felix, mit scharf geschnittenem, hagerem, ausländischem Gesicht.

„Ha! Ha! Oberst!“ sagte ihr Wirth, „wir hätten Sie neben Mrs. Warner setzen sollen. Liebe mich, liebe meinen Hund. Ha, ha! Wie? Mrs. Warner?“

Die arme Bella erröthete immer tiefer und wendete sich, da alle Augen auf ihrem Gesicht hafteten, an den alten Herrn neben sich, und that mit leiser, bebender Stimme, um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, die erste, beste Frage an ihn, welche ihr in den Sinn kam.

„In welchem Monat dürfen wir erwarten, die Nachtigallen zu hören?"

„Wie?" sagte der alte Herr, als er sah, daß sie sprach, indem er sich zu ihr umdrehte.

„Wenn dürfen wir erwarten, die Nachtigallen zu hören?" wiederholte sie in lautem Tone. Der alte Herr neigte das Ohr herab, nachdem er sie ausdruckslos angesehen hatte.

Bella sah sich genöthigt, wieder laut zu rufen.

„Wie? Was haben Sie gesagt?" fragte der alte Herr, indem er das Ohr noch tiefer herabneigte.

Jetzt war jedes andere Gespräch verstummt und alle an der Tafel Anwesenden drehten sich nach ihr um.

„Nachtigallen! Nachtigallen! Sir John!" schrie Mr. Rustmere. „Nachtigallen! Mrs. Warner wünscht zu wissen, wenn Sie die Nachtigallen zu hören erwarten."

Rings um die Tafel lief ein Kichern.

„Wie? Aha! Sehr hübsch," sagte der alte Herr. „Ich erwarte in London zu sein."

Nichts hätte Bella dazu bringen können, eine weitere Bemerkung zu machen, oder so lange man bei Tische blieb, mehr zu sprechen, wie Ja und Nein.

Du lieber Gott! Es gehörte sehr lange Zeit

dazu, jenes langweilige Diner zu verzehren, und die Damen saßen lange bei ihrem Dessert, denn sie waren lauter Politikerinnen und die Grafschaftswahlen interessirten sie eben so, wie die Herren. Selbst nachdem sie sich in den Salon begeben hatten, wurde die nämliche Unterhaltung erneuert.

Lady Harriet Rustmere, von der wir noch nicht gesprochen haben, war eine rohe, kecke Frau, mit sehr vielem Tact, wo nicht zum Gefallen, doch dazu, daß sie mit anderen Leuten anfangen konnte, was ihr gefiel, und mit einem Ueberfluß von Lebenslust und Gutmüthigkeit. Keine Frau auf der Welt verstand es besser, den größten Vortheil aus ihrer Stellung zu ziehen. Ihr Haus stand stets offen, ihre Tafel war immer gut versorgt, ihre Neigung zur Gönnerschaft sehr groß. Sie gehörte zu der großen Zahl der Frauen, bei denen man, wenn sie sich nicht durch Begehung der unverzeihlichen Sünde außerhalb des gesellschaftlichen Kreises gestellt haben, dieses eher der Stellung wie dem Temperament oder hohen Tugenden zuschreiben muß, und denen die stets mit ihrem Urtheil bereite Welt alle Grundsätze abspricht.

„Ich sagte dem Capitain, daß ich Sir Lord Loudoun, den alten Pawley und noch ein Paar Andere vorstellen wolle," sagte sie zu Amabel, sobald sie im Salon war, „sonst glaube ich, würde Ihre alte Schwiegermutter Sie nicht haben hier speisen lassen. Ich warf ihr meinen Onkel Lord Loudoun

als Köder hin, denn ich wußte, daß sie, um einen ministeriellen Pair zu sehen, Sie zum Teufel gehen lassen würde. Ihren Mann habe ich vor vielen Jahren auf die nämliche Art fangen müssen. Obgleich sie ihren Einfluß auf unserer Seite ausübt, so hat es doch in vielen Beziehungen noch nie ein bigotteres Frauenzimmer gegeben, wie die alte Mrs. Warner."

Bella blickte voll Erstaunen zu der ungenirten Lady Harriet auf, die, während sie dieses sagte, am Kamin stand und sich die Füße über dem Feuer wärmte, während ihr Gesicht durch einen Schirm geschützt wurde. Sie hatte das Kleid bis hoch über die Knöchel gehoben, sie hatte lange, breite Füße, eine starke, untersetzte, aber nicht schlecht gebaute Gestalt und volle, runde Arme. Ihre Kleidung (ich erzähle gern, wie sich die Leute anziehen; ich bin selbst kurzsichtig, und habe gelernt den Charakter der Menschen viel weniger nach ihrer Physiognomie, wie nach ihrem Anzug zu beurtheilen) — ihr Anzug bestand in einem schwarzen Gazekleid mit runden, vergoldeten Verzierungen von dreierlei Größen. Ihr schwarzes, öliges, von keiner Haube bedecktes Haar, das hoch oben auf der Stirne anfing, war auf dem Scheitel in zwei Puffen aufgenommen, so daß man die scharf markirten und etwas jüdischen Gesichtszüge deutlich erkennen konnte.

„Ei, Theure," sagte sie, als sie sah, daß Ama=

bel nicht antwortete, „Sie sehen ganz verblüfft aus. Wir werden einander mit der Zeit kennen lernen.“

„Ich wollte Sir John fragen, aber er ist so taub, und ich konnte mich ihm über den Tisch hinweg nicht verständlich machen,“ sagte eine stämmige, unverheirathete Dame, mit einer Haube, „aus welchem Grunde wohl Huddisfield sieben gelbe Stimmen mehr abgiebt, wie je zuvor; ich denke, Sie werden es mir sagen können, Mrs. Warner. Ihr Gemahl hat in jener Gegend geworben.“

Nein, Bella wußte es nicht. Sie hatte nie etwas von Huddisfield gehört.

Sie sank sogleich in der Achtung dieser Dame, die ihre Gleichgültigkeit nicht begreifen konnte. „Der arme Warner! Es wäre besser für ihn gewesen, wenn er Bessy O'Byrne genommen hätte. Man kann weit gehen, und doch etwas Schlechteres finden. Das hat er jetzt eingesehen,“ flüsterte Eine der Anderen hörbar zu.

Nachdem die Damen so die Fähigkeiten der jungen Frau abgewogen, und sie mangelhaft gefunden hatten, versammelten sie sich um das Feuer und fuhren in ihrem Gespräch fort.

„Erzählen Sie Lady Harriet, wie Sie sich aus den Taschen der Gelben bezahlt gemacht haben,“ sagte eine von ihnen zu der stämmigen Dame Miß Armstrong.

„Miß Armstrong hat eine gelbe Bestechung an-

genommen! Hört! Hört! Hört!" rief Lady Harriet laut, „das werde ich nie glauben!

„Ja! Ja! Ich bekenne mich für schuldig," sagte die Angeklagte, deren Augen bei der Erinnerung blitzten, „und das ist so zugegangen. Bill Purchell (kennen Sie Bill Purchell, Lady Harriet? Er ist mein Pächter in Lawton) besitzt außer dem, was er von mir gepachtet hat, ein Freigütchen, das ihm gerade die Wahlfähigkeit giebt. Neulich kommt spät Abends Jemand zu mir, um mich zu benachrichtigen, daß ein gelber Agent unten bei Bill sei, und daß er es für sehr wahrscheinlich halte, der alte Bursche werde sich bestechen lassen, zu den Gelben zu desertiren. Nun müssen Sie wissen, daß mir Bill eine Kleinigkeit an Pacht schuldig ist, wegen deren ich ihn nicht gedrängt habe, weil ich wußte, daß seine Frau krank gewesen und der Contract bald zu Ende ist und er keinen Nutzen aus der Farm zieht. Nun, ich setze meinen Gartenhut auf, ziehe die Galoschen an und laufe in der Dunkelheit die zwei Meilen bis hinüber nach Lawton. Ich ging nach seinem Häuschen — klopfte nicht. Ich glaube, Bill erwartete mich ungefähr eben so, wie den Schwarzen. Ich machte die Küchenthüre auf und ging hinein. Da saß allerdings der Agent und auf dem Tische vor ihm war eine Reihe blitzender, gelber Jungen aufmarschirt.

„Hollah!" sagte ich, „meine Freunde. Ei, das ist ja Bestechung und Corruption. Ich habe Sie mit

dem Sündenlohn in der Hand erwischt. Nein, Mylady," sagte er, über meinen Anblick erschrocken. „Es ist nur ein Geschenk von einem meiner Brüder."

„Wirklich?" sage ich. „Wenn das der Fall ist, so beweisen Sie es. Versprechen Sie O'Byrne eine blaue Stimme?" „Ja, das thue ich," sagte er und schiebt das Gold über den Tisch. „Nicht so hitzig," sage ich. „Wenn das Gold ein Geschenk ist, so muß ich meinen Theil davon haben. Erinnern Sie sich der fünf Quartale, die Sie mir schuldig sind?" Er sah den Gelben an, und der Gelbe schaute ihn wieder gelb genug an. „Nun," sage ich, „wie steht es? Ziehen Sie eine Klage wegen Bestechung und Corruption vor?" „Nein," sagte er, und das Ende vom Liede war, daß ich die andere Partei sowohl um das Geld, wie um eine Stimme prellte. Ha! Ha! Ha! Das nenne ich einen blauen Spaß!"

„Herrlich!" rief Lady Harriet. „Warum hat der gelbe Einfaltspinsel nicht einen von den Winterkohlköpfen Purchell's gekauft, und für jede Raupe, die er daran fand, eine Guinee bezahlt? Wer will das Bestechung nennen? Niemand hat das Recht, es mir zu verwehren, wenn es mir beliebt, Zwanzig Pfund für einen Kater oder einen Blumenkohlkopf zu geben."

Amabel hatte genug gehört. Es lag am Tage, daß Niemand Notiz von ihr nahm. Sie schlich sich aus dem Kreise, ging durch die Abtheilung des Zim-

mers, welche durch Scagiolapfeiler von dem übrigen Raume getrennt war und die Harfe und das Pianoforte enthielt, und begab sich in das Gewächshaus.

Es gab dort keine Lampen, aber dasselbe wurde durch den Wiederschein aus dem Speisesaal matt erleuchtet, denn eine Glasthüre, welche auf ein kleines Vorzimmer ging, stand durch eine zweite Glasthüre damit in Verbindung. Sie konnte das Summen der Unterhaltung der Herren hören, und sie undeutlich, sämmtlich mit ihren Gläsern bis auf den Oberst Guiscard um das Feuer versammelt sehen, welcher letzterer, mit einer unberührten Flasche Claret neben sich, nachdenklich und allein an der langen Tafel saß. Aus verschiedenerlei, was ihr bei Tische zu Ohren gekommen war, folgerte sie, daß er bei einem emigrirten französischen Abbé wohne, der schon lange in C. gelebt hatte, und daß die Rustmeres ihn bei ihren Reisen im Auslande getroffen hatten.

Es war Ferdinand — der ältere Bruder von Felix. Sie konnte sich nicht täuschen, Sie beobachtete ihn, ihre Augen verließen ihn nicht eine einziges Mal, sie suchte die Aehnlichkeit auf. Der Bruder Felix's! Kannte er sie? Beschäftigten sich seine Gedanken mit ihr, wie die ihrigen mit ihm?

Obschon der Bediente mit dem Kaffee sie in ihrem Zufluchtsorte nicht entdeckte, wurde sie doch von Barba ausfindig gemacht. Als sie sich mit dem Hündchen — dem lebenden Andenken an vergangene

Tage — an das kurze Glück ihres jungen Lebens allein sah, gab sie sich ihrer Zärtlichkeit und ihrer Aufregung ganz hin. Ihre schweren Thränen schimmerten in seinen Locken, ihre Arme umschlangen seinen Hals, und sie überschüttete ihn mit glühenden Küssen.

Während sie so beschäftigt war, wurde sie durch ein leises Geräusch aufgeschreckt. Die Herren hatten sich vom Tische erhoben und Oberst Guiscard war durch die Thüre gegangen, welche aus dem Speisesaal in das Vorzimmer des Gewächshauses führte, und schritt jetzt durch die äußere Thüre in den Garten.

Amabel stand auf, drückte die glühende Stirn an die Scheibe, und schaute der hohen Gestalt, die sich mit schnellen Schritten in die Dunkelheit hinausbewegte, nach. Das Hündchen sprang auf, kratzte an der Thüre und winselte.

Sie nahm sich keine Zeit zur Ueberlegung, sondern schlang sich die Spitzenschärpe um den Hals und den Kopf, öffnete die Thüre des Gewächshauses und folgte ihm in den Garten. Der Rasenplatz sah weiß von Schnee aus, aber die Kieswege waren frisch gekehrt. Sie folgte demjenigen, welchen sie ihn hatte einschlagen sehen, und welcher sie in einem großen Bogen durch die Anlagen führte.

Es war das letzte Mal im Leben, wo sie ihre geringste Handlung für unwichtig halten durfte — das letzte Mal in ihrem Leben, wo sie es wagte, ohne

Ueberlegung dem Antrieb ihres Herzens oder ihrer Phantasie zu folgen. Sie eilte weiter, bis sie ihn auf einem schmalen, über den Rasenplatz führenden Pfade schnell auf das Haus zugehen sah, und dann mäßigte sie ihren Schritt. Jetzt erst fiel ihr bei, daß er es seltsam finden könne, daß sie ihm folge. Sie zog sich daher in den Schatten zurück, und ließ einen Raum zwischen ihnen, da sie beabsichtigte, unbemerkt hinter ihm her durch die Thüre des Gewächshauses zu gleiten. Aber die Gegenwart des Hündchens verhinderte dieses. Oberst Guiscard hatte die Thüre erreicht, blieb stehen, rüttelte am Schlosse, und als er dies that, sprang sein Hund an ihm auf. Er drehte sich um, und erblickte sie.

„Sie ist verschlossen worden," sagte er. „Was bringt Sie, Madame, bei Nacht, zu dieser Zeit und allein hierher?"

„Geben Sie mir um Gottes willen eine Nachricht von Felix," antwortete sie.

Er schüttelte sie rauh ab, denn sie hatte unwillkürlich seinen Rockschoß erfaßt, um ihn zurückzuhalten, und dann schlug und donnerte er an die Thüre. Ein Bedienter öffnete.

„Treten Sie ein, Madame," sagte Oberst Guiscard, und trat zurück. Sie wagte nicht ungehorsam zu sein, und ging mit glühendem Gesicht voran. Sämmtliche Bediente von Foxley sahen sie, als sie mit ihm aus dem Garten kam.

Er öffnete die innere Thüre des Gewächshauses, und auch dort ging sie vor ihm hinein, aber als sie sich umdrehte, um eine Erklärung seines Benehmens — eine Entschuldigung zu verlangen, war er verschwunden.

Sie wand die Spitzenschärpe von ihrem Kopfe und Halse los, aber ehe sie ihre Fassung wieder erlangt, oder ihre gestörte Toilette in Ordnung gebracht hatte, kam Mr. Rustmere mit der Bitte um ein Lied in das Gewächshaus. Sie hatte nasse Füße und ihre Zähne klapperten. Als sie wieder in den Salon trat, stand Oberst Guiscard am Feuer. Lord Loudoun, Sir John Pawley und Andere nahmen einen Whisttisch ein.

Während das Pianoforte aufgemacht wurde, trat sie an das Feuer. Oberst Guiscard redete sie nicht an. Sie würde Welten darum gegeben haben, mit ihm sprechen zu können, aber in seinen Augen und seinem Benehmen lag ein gewisses Etwas, was sie überzeugte, sie werde ihm nur Veranlassung zu einer neuen Insolenz geben.

Sie trat an das Pianoforte. Sie präludirte ein Wenig und fing dann eine wilde, alte bretagnische Melodie an — ein Lied, welches Felix geliebt hatte, einen Guerz oder Bauerngesang dieses Landes. Sie beobachtete die Veränderung, welche allmälig mit ihrem Zuhörer vorging, denn für sie schien es nur Einen zu geben. Seine insolente Miene verwandelte

sich in den Ausdruck der größten Aufmerksamkeit, er erhob sich aus seiner gleichgültigen Stellung am Kamin, und beugte sich, ganz Auge und Ohr, nach ihr vorwärts.

Das Lied war zu Ende, aber sie verließ das Pianoforte nicht. Sie war durch das, was ihr Versuch erzielt hatte, befriedigt, und ehe die Höflichkeit Lady Harriet's sie auffordern konnte, ihren Gesang wieder anzufangen, hatte sie die ersten Töne der Marseillaise angeschlagen. Sie wendete sich nicht vergebens an den Franzosen, den Revolutionair, den Soldaten des Kaiserreichs. Oberst Guiscard kam näher — immer näher. Seine Stimme vereinigte sich im Chor mit der ihrigen. Aber als sie, nachdem drei Verse des Originals gesungen waren, einer anfing, den ihr Felix gelehrt — den Felix componirt hatte, — bemerkte sie, daß die Stimme Ferdinands bebte.

Der Gesang war zu Ende. Sie stand auf, aber Niemand näherte sich, um ihr Beifall zu spenden. Der Name des Liedes war durch den Kreis geflüstert worden, und die Blauen schauderten zurück, als ob Verrath und Revolution in ihrem Gesang gelegen hätte.

Sie stand am Clavier und zog ihre Handschuhe an. Endlich sagte sie hastig, indem sie sich bemühte, gleichgültig zu sprechen, „und Felix — ist er todt?"

„Wer hat Ihnen gesagt, daß er todt sei? Ist es Capitain Warner gewesen?"

„Ehe ich ihn heirathete.“

„Und die Ehe hat Ihnen Mißtrauen gegen Capitain Warner gelehrt?“ Amabel wendete sich ab.

„Ist Felix todt?“ wiederholte sie.

„Sagen Sie mir Alles, was er Ihnen berichtet hat.“

„Daß Felix todt sei. Ist er todt?“ fragte sie zum dritten Male. Oberst Guiscard ballte die Faust.

„Felix ist todt,“ sagte er. „Fragen Sie mich Nichts weiter. Begnügen Sie sich mit dieser halben Wahrheit. Er würde nicht leben und wissen wollen, daß Betrug, Schmach und Feindseligkeit triumphirt haben. Und Sie wünschen auch nicht, daß er lebte. Seine Seufzer würden die Sicherheit Ihres Friedens stören. Es ist besser, daß sein liebendes Herz ruht und vergessen wird.“

Amabel hatte sich auf den Musiksessel niedergelassen, und strengte sich gewaltig an, ihre Thränen zurückzuhalten.

„Gott weiß, was das Beste für ihn und für mich ist,“ sagte sie endlich. „Gott weiß es!“

„Wie ist er gestorben?“ setzte sie gleich darauf hinzu.

„Fragen Sie Ihren Gatten, wie er gestorben ist,“ antwortete er in leisem, vernehmlichem Flüstern, aber fast zischend. „Niemand kann es Ihnen besser beantworten.“

„Wie so?“ rief sie. „Wie so?“

Aber Oberst Guiscard ging fort. Er trat an den Whisttisch und nahm am Spiele Theil. Sie fand es ein Paar Secunden lang schwer, sich zu sammeln. Sie bog sich auf die Noten herab, damit ihre glühenden Wangen und die Thränen in ihren Augen der Beobachtung entgehen sollten, und wußte es der Gesellschaft Dank, daß man sie allein ließ.

So traurig der Abend im Uebrigen auch war, so blieb sie doch da, bis das Whist aufgehoben wurde, wo sie nach ihrem Wagen fragen mußte.

Mr. Rustmere gab ihr den Mantel um, und begleitete sie über den Vorsaal. Als sie in den Wagen stieg, versuchte ihr Barba zu folgen. Sie schloß ihn in die Arme, und drückte ihn mit einem Kuß an den Busen. Während sie dieses that, bemerkte sie, daß Oberst Guiscard an der Thüre stand und die Augen auf sie richtete.

Sie winkte ihm, daß er zu ihr kommen solle. Er gehorchte.

„Darf ich ihn mitnehmen?“ sagte sie, und zeigte auf Barba.

„Wie es Ihnen beliebt.“

„Ich danke Ihnen, um Felix willen.“ Sie reichte ihm die Hand hinaus. Der Wagen stand im Begriff abzufahren. Er trat zurück, ohne sie zu berühren.

„Madame, ich würde Ihnen das Geschenk, das Sie zu fordern beliebten, nicht angeboten haben, da-

mit Ihr Besitz meines Hundes nach dem, was diese Menschen rings um uns heute folgern könnten — Sie nicht einem unbegründeten Verdacht früherer Bekanntschaft mit mir aussetzt — und Sie compromittirt. —"

Sie riß hastig an der Schnur, denn der Wagen war eben abgefahren, und als der Bediente am Schlage erschien, fand er sie mit dem kleinen Geschöpf im Arme, während aus ihren Augen und in ihrem ganzen Gesicht das Feuer des Zornes funkelte.

„Nehmen Sie diesen Hund heraus," sagte sie fast wüthend. Der Befehl wurde erfüllt. Die Fenster wurden aufgezogen, der Wagen rollte fort.

Er hatte sich wenigstens einen Einfluß auf sie gesichert. Sie mochte von ihm denken, was sie wollte, so dachte sie doch gewiß an ihn. Sie konnte ihm nicht wieder mit Gleichgültigkeit entgegentreten; in ihrem Verhalten mußte ein gewisses Bewußtsein liegen, sie mochte ihn behandeln, wie sie wollte. Sie würde eine Rolle gegen ihn spielen, und gleichviel, was für eine Rolle dieses war, so nützte es ihm.

Ferdinand Guiscard glich einem zuversichtlichen Spieler, der mit einer festen Absicht bei jeder Wendung des Spieles seinen Vortheil benutzte. Seine Gegnerin war unerfahren, empfindlich, hastig und ein Weib.

Neuntes Kapitel.

Der Wagen rollte weiter. Sie war einige Meilen weit gefahren, und es schien ihr, als ob die Worte Ferdinands eben erst gesprochen worden seien, als ob sein Gesicht noch das Fenster ihres Wagens verdunkele. Sie brauchte nicht zu denken — und sie dachte auch nicht — sie hatte das Bewußtsein, daß Felix todt sei und daß sein Tod ihren Gatten in gewisser Hinsicht blos stelle, aber dies Alles stand unklar vor ihr und ihre einzige, Alles überwiegende Erinnerung bestand darin, daß sie beleidigt worden sei, das einzige überwiegende Gefühl war das ohnmächtiger Wuth, der Wuth, denn sie war ein halbes Kind. Eine Wuth, die sie veranlaßte, mit den Händen gegen die Seiten des Wagens zu schlagen und die in körperlichem Schmerz Erleichterung gefunden haben würde.

„Wie konnte er es wagen — es wagen — zu glauben, daß ich — zu glauben, daß Jemand —“

Der Zorn erstickte sie, und sie fing an, an Rache — an eine Vergeltung für die ihr ohne Veranlassung zugefügte Impertinenz und an einen Grund für seine Worte zu denken.

In diesem Augenblick wollte sie es ihrem Gatten sagen, aber sie hatte die weibliche Furcht vor Blutvergießen. Der Gedanke ging vorüber. Und was konnte sie ihrem Gatten eigentlich sagen? Das Benehmen, welches nicht beschrieben werden kann, giebt einer Beleidigung ihre Schärfe. Sie war allerdings unvorsichtig gewesen und er hatte sie gewarnt.

Sie wollte ihn nie wieder sehen. Es konnte keine Nothwendigkeit dafür geben. Sie wollte seine Insolenz vergessen und die Zeit würde die Beleidigung verwischen.

Dann trat die Erinnerung an sein Benehmen plötzlich schneidend vor sie, und sie änderte ihre Absicht. Sie wollte zu ihm gehen, ihn um den Grund seiner Beleidigung gegen eine Person, die bereit war, ihn freundlich willkommen zu heißen — gegen eine junge, vertrauensvolle, und wie sie sich selbst gestand, eine schöne Frau; er sollte auf den Knieen für seine Brutalität um Entschuldigung bitten, seine Insolenz, wenn er eine solche wagte, sollte durch ihre Entrüstung überwogen werden.

Während alle diese Gedanken durch ihren Geist

zogen, bemerkte sie ein gewisses Schwanken in den Bewegungen ihres Wagens, aber jetzt hielt er an, und das plötzliche Stillstehen weckte sie. Es blieb ihr gerade noch so viel Zeit, von den Knieen aufzustehen, denn sie hatte sich in ihrer Aufregung in eine Ecke des Wagens niedergeworfen und wie ein zorniges Kind den Kopf in das Kissen gedrückt, als der Bediente den Schlag aufmachte, und sagte: „Erlauben Sie, Madame, der Hund folgt uns."

Das kleine Geschöpf sprang in den Wagen.

„Sie können weiter fahren, William," sagte seine Herrin. „Nehmen Sie den Hund heute Abend mit in den Stall, und morgen früh reiten Sie sogleich nach Foxley hinüber und bringen ihn seinem Herrn zurück."

Und jetzt, nachdem sie den kleinen Barba in den Armen hatte und ihn an ihr Herz drückte, nahmen ihre Gedanken einen anderen Lauf. Sie rief sich die schönen Tage der Vergangenheit, an welche er sie erinnerte, in lebhaftem Gegensatz zur Gegenwart, in das Gedächtniß zurück. Dies erweckte in ihr Mitleid gegen sich selbst, und als der Wagen an ihrer Thüre hielt, war sie lange damit beschäftigt gewesen, über ihren häuslichen Kummer nachzudenken und ihn zu vergrößern.

„Ist Capitain Warner nach Hause gekommen?" war ihre erste Frage.

„Ja, Madame, und er ist zu Bett gegangen.

Er befahl mir, das Frühstück für ihn morgen früh um sechs Uhr bereit zu halten."

Bella eilte nach ihrem Ankleidezimmer, und als sie an einem hübschen Spiegel vorüberging, der dessen größten Schmuck bildete, warf er ihre von Schönheit strahlende Gestalt zurück, denn die Aufregung erhöhete dieselbe stets; sie blieb, trotz einem erstickenden Gefühl im Halse, einen Augenblick stehen und machte den Gefühlen, welche ihr der Anblick einflößte, durch den gebrochenen Ausruf Luft: „Mich compromittiren! — Er hat es gewagt!" —

In diesem Augenblicke haftete ihr Auge auf der Uhr und Kette, dem Hochzeitsgeschenk ihres Gatten. Sie erhob sie zu ihren Lippen, küßte den auf den Deckel gravirten Namen, und warf sie dann auf den Tisch.

„O Gott," sagte sie, indem sie dieselbe hastig wieder aufraffte, „ich bin sehr unglücklich!"

Sie machte die Thüre der Schlafkammer auf, und ging leise hinein. Ihr Gatte schlief. Sie ging zu ihm, legte die Uhr auf das Bett, kniete mit darüber gefalteten Händen nieder, und drückte den Kopf in das Kissen. Sie weinte nicht, aber ihr Kopf schmerzte heftig. Plötzlich erfaßte sie die Erinnerung, daß sie so neben Felix gekniet habe, als sie ihn am Bord der Seemöve zuerst sah, und sie sprang auf, als ob eine Schlange sie da, wo ihr Kopf lag, gestochen hätte. Ihre Bewegung weckte den Capitain.

„Aha! Weibchen," sagte er, und streckte die Hand aus. „Es ist spät — nicht wahr? Hast Du einen hübschen Abend verbracht?"

Wie sollte sie ihm sagen, daß er von Todespein erfüllt gewesen war? Sie verließ die Kammer, ohne zu antworten und der Capitain schlief wieder ein.

Später schlich sie sich an ihren Platz neben ihm. Das Letzte, was sie that, bestand darin, daß sie die Uhr, welche sie auf der Decke fand, aufraffte, und dann schlief sie ein. Ihre glühende Wange ruhete auf der Hand, welche dieselbe umschloß, als ob darin Sicherheit vor einer unbekannten Gefahr liege, wenn sie diese Geschenke ihres Gatten nur in ihrer Nähe habe.

Sie schlief ein — so seltsam dies auch der von Natur Wachsamen erscheinen mag, denn es giebt Personen, die durch die Aufregung leicht erschöpft werden, und als sie erwachte, geschah es, weil ihre Wange geküßt wurde und ihr bereits angekleideter Gatte sich zu ihr herabbeugte.

„Adieu, Weibchen," sagte er, „ich werde Dich morgen nicht sehen, denn es ist Wahltag, aber übermorgen werde ich Dich und meine Mutter in C. treffen, und nach der Verkündigung des Resultates mit Euch nach Hause kommen."

„O! Leonard, warte einen Augenblick!" rief sie, und richtete sich mit der wieder erwachten Erinnerung des gestrigen Kummers plötzlich auf. „Ich habe Dich um Etwas zu fragen."

„Aber schnell, ich habe Eile," antwortete er.

„Ich will Dich nicht aufhalten, ich wollte nur eine Frage thun — über Felix. — Capitain Guiscard —" ächzte sie, in dem Bemühen, ihre Gedanken zu sammeln und Muth zu fassen.

„Was ist mit ihm?" fragte der Capitain mürrisch. „Ich dachte, Du hättest ihn vergessen."

„Ich wollte Dich fragen, wo Du gehört hast, daß er todt ist —. ich meine zuerst."

„Warum fragst Du? Hegst Du einen Zweifel darüber, Theuere?" sagte Capitain Warner. „Die amtliche Auskunft ist überzeugender, als wenn ich Dir nur auf meine eigene Autorität hin gesagt hätte, daß er in Cabrera gestorben ist."

„Cabrera! Er ist in Cabrera gestorben?"

„Cabrera. Ja. Er ist in Cabrera gestorben," antwortete der Capitain.

„Leonard," sagte sie, indem sie sich mit dem seltsamen Ausdruck in den Augen, welchen er fürchtete, im Bette aufrichtete, „Du hast mich getäuscht. War das recht? Du weißt mehr, wie Du mir gesagt hast. Du hast mich getäuscht, Leonard."

„Meine Liebe zu Dir entschuldigt mich," begann der Capitain mit einem schwächlichen Anlauf zur Galanterie. „Der Gegenstand war uns Beiden unangenehm," fuhr er fort, „und ich glaubte, mein Möglichstes gethan zu haben, als ich Dir die Thatsache auf die beste Gewähr hin mittheilte. Warum bist

Du unzufrieden? Der Mann ist todt. Wer hat ihn Dir gerade jetzt in den Kopf gesetzt? Bist Du vergangene Nacht im Traume von seinem Geiste besucht worden, mein Weibchen?"

„Still! Still!" sagte Bella, und richtete die schwarzen Augen auf sein Gesicht. „Dies ist keine Zeit zum Scherzen. Bist Du dabei betheiligt gewesen? Wie hast Du zuerst erfahren, daß er todt sei?"

„Wie konnte ich dabei betheiligt sein? Du weißt so gut, wie ich, daß Cabrera eine Insel ist, auf welcher die Spanier die Trümmer der Armee Dupont's landeten. Es wurde mir mitgetheilt, als ich auf Befehl Sir Charles Cotton's dort war, um den Gefangenen auf der Insel Beistand zu bringen. Ich habe ihn nie gesehen. Es war seltsam, daß er dort sein sollte, und die ganze Sache, wie ich hörte, so unerklärlich und fabelhaft, daß ich sehr stark zweifelte, daß er wirklich todt sei, bis jener Brief von Annesley kam."

„Er hatte einen Bruder, Oberst Guiscard, welchen ich traf —" fing Bella an.

„Sein Bruder!" fiel ihr Capitain Warner in das Wort. „Ha, der Bursche versucht mit Dir in Verbindung zu treten? Ich verbiete Dir, ihn zu sehen. Er ist wahnsinnig; ich werde ihn niederschießen müssen, oder in ein Irrenhaus bringen lassen. Der Schurke machte sich an mich, als ich vor einem Jahre mit den Verbündeten in Paris war. Vergiß nicht,

was ich sage, Bella, und befasse Dich nicht mit ihm."

Er verließ das Zimmer und sie drehete sich auf ihrem Kissen um und verbarg das Gesicht mit tiefen Seufzern darin. Wenn von Zeit zu Zeit eine Erinnerung an ihren Gatten in ihr aufstieg, so drückte sie die Lippen krampfhaft auf die Uhr oder hielt sie schaudernd von sich fern, sobald sich Gedanken voll namenlosen Schreckens in ihr regten.

Es war spät, als sie blaß, ermattet, hohläugig und wenig geeignet für die Pflichten des Tages, aufstand.

Die erste Person, welche sie erblickte, war die alte Dame, die, als sie beim Frühstück saß, hereinkam, um Etwas von der Gesellschaft zu hören.

„Es ist sehr spät, Mrs. Leonard. Das viele Ausgehen will, wie ich sehe, für Sie nicht gut sein. Ich habe meinen Einladungen nie gestattet, die Frühstücksstunde des Hauses und die Bequemlichkeit des seligen Mr. Warner zu stören, aber ich bin freilich als englische Frau erzogen worden. Ich habe nie Geschmack an den Gewohnheiten der Fremden gefunden; ich glaubte, Sie frühstückten im Bette. Wer war gestern Abend da?"

Bella versuchte, die Gesellschaft aufzustellen.

„Was haben Sie zu Lord Loudoun gesagt?"

„Ich bin ihm nicht vorgestellt worden," antwortete Bella.

„Was hat Sir John Pawley zu Ihnen gesagt?"

„Nichts. Nichts von Wichtigkeit." Bella wollte ihr die Nachtigallengeschichte nicht erzählen.

„Mrs. Leonard," fuhr die alte Dame fort, „ich wünsche, daß Sie mich auf einem Besuch bei Miß Armstrong begleiten. Der Wagen soll uns bei dem Fleischer abholen. Apropos, es wundert mich, daß Sie Goosefot erlauben, Ihnen im Widerspruch mit meinen Befehlen bei einer Kalbsschulter abgehacktes Fleisch zu schicken."

„Ich kann heute wirklich nicht mitkommen. Ich habe mich gestern Abend erkältet," sagte Bella.

Mrs. Warner stand im Begriff, etwas Mürrisches von „einfältiger Schwächlichkeit" und „Stärkung der Constitution" zu sagen, aber als ein offener Phaeton am Fenster vorbeifuhr, änderte sie die Bemerkung in die Frage: „Wer ist das?"

„Lady Harriet Rustmere," meldete der Bediente.

„Ich hoffe, ich finde Sie im Besitz Ihrer gewöhnlichen Gesundheit, Mrs. Warner. Verzeihen Sie diesen frühen Besuch, Liebe, aber eine Wahl entschuldigt Alles. Ich bin mit Geschäften überhäuft. Sie sehen blaß aus, Sie unartiges Kind. Sie haben sich erkältet, nicht wahr? Ich weiß, wie Sie gestern Abend zu diesem Schnupfen gekommen sind. Ich mache eine Tour, um ein Paar von unsern Wählern aufzurütteln, und ich brauche ihre Anwesenheit und

deren Einfluß. Es wird Ihnen Gelegenheit geben, den englischen Charakter zu sehen. Unsere Leute zeigen sich bei einer Wahl doppelt."

„Sie müssen mich entschuldigen, Lady Harriet. Ich habe es eben abgelehnt, mit Mrs. Warner auszufahren."

„Bah!" sagte Lady Harriet. „Mrs. Warner, ich komme als demüthig Bittende um die Gesellschaft Ihrer Schwiegertochter zum Besten der guten Sache zu Ihnen, und es ist sehr uneigennützig von mir, daß ich ihre Gönnerin bin, denn sie sticht mich bedeutend bei den Herren, besonders bei Sir John Pawley aus. Ich versichere Ihnen, Mrs. Warner, daß ihre Unterhaltung gestern Abend mit Sir John Pawley uns außerordentlich unterhalten hat."

„Welche pikante Fragen?"

„Sie sind klüger, wie Ihnen viele Leute zutrauen, Mrs. Leonard. Eine Maske der Einfalt verdeckt oft bei Fremden viel. Als ich jung war, hatte ich einige Achtung vor der Familie meines Gatten — freilich war ich englisch," sagte die alte Mrs. Warner mit einem Gewitterblicke.

„Ich glaube, ich thue besser, wenn ich nicht mitkomme. Ich bin wirklich unwohl," sagte Amabel mit leiser Stimme zu Lady Harriet.

„Unsinn, Kind," fing diese an, wurde aber von dem kleinen Bedienten Bella's unterbrochen, der in seiner Stalljacke die Thüre aufmachte. Als er Gesell=

schaft sah, wollte er wieder hinaus gehen, aber die alte Mrs. Warner rief ihn.

„Was giebt es, William?"

„Entschuldigen Sie, Madame, ich bin in Foxley gewesen," sagte der Knabe, indem er dreimal gegen die Damen an seinen Haaren zerrte. „Und der Herr wohnt nicht dort, sondern ist drüben in C., und er läßt grüßen, und es ist keine Antwort."

„Antwort!" sagte Bella entrüstet, als sie das Anstarren ihrer Schwiegermutter bemerkte.

„Ja, Madame, auf den Hund — den französischen Herrn; aber er läßt fragen," fuhr der Knabe fort, dem daran lag, seinen Auftrag vollständig auszurichten, „ob der Herr heute da sein werde, und um welche Zeit Sie wahrscheinlich zu Hause sein werden, Madame."

„Ei, siehe da," sagte Lady Harriet, indem sie aufstand, nachdem der Bursche das Zimmer verlassen hatte; „jetzt, wo es klar ist, daß Sie einen Anbeter erwarten, werde ich nicht in Sie dringen, mitzufahren."

„O, doch, Lady Harriet, bitte — bitte, lassen Sie mich mitkommen. Ich möchte lieber alles Andere thun, wie heute mit diesem Manne zusammentreffen," antwortete Bella hastig.

„Mrs. Leonard," fragte die alte Dame, sobald sie reden konnte, „mit welchem Auftrag haben Sie den Burschen nach Foxley geschickt?"

„Der kleine Hund des Obersten Guiscard folgte dem Wagen," antwortete sie und sah dabei aus, wie die Verwirrung selbst, „und ich habe ihn zurückgeschickt. Ich hatte dem Burschen Nichts auszurichten aufgetragen. Ich bedurfte keiner Antwort."

„Es war ein Verlieben auf den ersten Blick," lachte Lady Harriet, „aber," setzte sie mit leiserer Stimme hinzu, „ich kann nur vermuthen, daß sie einander schon früher getroffen haben."

Zehntes Kapitel.

„Was für ein Drache sie ist!" rief Lady Harriet, als sie Mrs. Warner ganz los waren. „Mich wundert nur, daß Sie es mit ihr aushalten."

Lady Harriet saß in einem offenen Phaeton und es war bitter kalt, obgleich sich beide Damen vom Kopf bis zum Fuß in Pelze und Mäntel gehüllt hatten.

„Das Wetter ist wirklich für den März sehr rauh," sagte Lady Harriet. „Jetzt erzählen Sie mir Alles über Oberst Guiscard. Haben Sie ihn schon früher gekannt, Theuerste?"

Bella verneinte es und machte eine Bemerkung über die Fortdauer des kalten Wetters.

Lady Harriet richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Pferde und ihre Begleiterin hatte Muse, über die

Vorfälle nachzudenken, die ihren Namen mehr, wie je, mit dem des Obersten Guiscard in Verbindung zu bringen drohten.

Sie waren kaum durch die Parkthore gefahren, als sich ein Reiter zeigte. Lady Harriet erblickte ihn zuerst und rief: „Sehen Sie, sehen Sie, Theuerste! Ist das Ihr Mann oder Ihr Liebhaber? Warner oder Guiscard?"

Während sie noch sprach, spornte Oberst Guiscard sein Pferd neben den Wagen und beehrte Amabel mit einem vertraulichen Anstarren.

Sie erröthete vor Zorn, schauderte, hüllte sich fester in ihren Pelz und lehnte sich in die Ecke des Wagens zurück.

Oberst Guiscard blieb an seinem Platze und richtete seine Worte über sie hinweg an ihre Begleiterin. Sie wurde durch die Macht seines festen Anstarrens immer unbehaglicher.

Als sie ihre Lage im Geiste überdachte, wurde sie plötzlich gewahr, wie sie dadurch, daß sie fortfuhr, Empfindlichkeit zur Schau zu tragen, während sie zu machtlos war, das ihr zugefügte Unrecht zu rächen, den Triumph ihres insolenten Peinigers noch erhöhe. Sie gab ihm zu verstehen, daß er einen Einfluß auf sie ausübe und daß seine Worte und Handlungen die Macht hatten, sie zu verletzen.

Als sie dieses begriff, raffte sie sich auf, richtete sich im Phaeton in die Höhe und sah, ohne eine

Veränderung in ihrer Miene, entschlossen zum Wagen hinaus. Sie begegnete seinem Blicke mit gleichgültigem Auge und machte ein Paar unbedeutende Bemerkungen gegen Lady Harriet, als ob sie völlig unbekümmert gegen die Anwesenheit des Obersten Guiscard sei.

Diese Veränderung entging ihm nicht und er war einen Augenblick in Verlegenheit, welcher Ursache er sie zuschreiben solle. Eine kurze Ueberlegung über den schnellen Eintritt derselben ließ ihn jedoch die Wahrheit erkennen. Er hatte ihr nicht so viel Muth zugetraut, und wie sich der Jäger über die Schnelligkeit und List seines auserkorenen Opfers freut, oder der Krieger in der Schlacht von Stolz erfüllt wird, wenn er einen seines Stahles würdigen Gegner findet, so verlieh diese Darlegung der Tapferkeit und Entschlossenheit dem Spiele, das er zu ihrem Verderben trieb, etwas Aufregendes und er fing an, eine Art Achtung gegen sie zu fühlen.

„Es freut mich, daß ich sie bewundern kann,“ sprach er sinnend bei sich und hielt sein Pferd an, während er dieses überlegte und sich sein Verfahren gegen sie vorzeichnete.

Er nahm seinen Platz neben ihr wieder ein und setzte beim Weiterreiten seine Unterhaltung mit Lady Harriet fort, wobei er über alle möglichen Gegenstände mit einer Darlegung allgemeiner Kenntnisse und einer Geläufigkeit sprach, welche bewiesen, daß er kein

Neuling in der Kunst der Unterhaltung sei. Aber er sprach spöttisch; seine Bemerkungen waren durch trockenen, epigrammatischen Hohn gewürzt, wie er gerade geeignet ist, in einem Pariser Salon Glück zu machen. Er redete aus dem Kopfe und nicht aus dem Herzen, aber wenn er von Zeit zu Zeit ein Wort an Amabel richtete, so ließ er sie fühlen, daß in seinem Herzen etwas Tieferes liege, wozu sie den Schlüssel besitze. Capitain Warner hatte gleichfalls einen großen Ruf in Bezug auf das Unterhaltungstalent, aber wenn er es sich angelegen sein ließ, sich angenehm zu machen, so sicherte ihm nur seine gutmüthige Herzlichkeit den Erfolg. Seine Bemühungen, zu gefallen, waren ungezwungen und lagen in ihm selbst; wenn man ihn nur gern sah, so kümmerte er sich wenig um den Verstand oder die geistige Verfassung seines Gegenüber. Oberst Guiscard dagegen verdankte seine ganze Macht zu gefallen dem Bewußtsein, welches er Anderen einflößte, daß sie ihm angenehm seien. Er übte einen magnetischen Einfluß aus, vermöge dessen er in dem Geiste Anderer den seinigen reproducirte.

Amabel war erstaunt über die Wirkung seiner Unterhaltung. Je mehr sie sich gezwungen sah, ihn als angenehm anzuerkennen, um so empfindlicher wurde sie.

Sie dachte nur daran, wie sehr sie ihn hasse, aber jeder Augenblick erhöhte doch einen Einfluß, des-

sen sie sich nicht bewußt war und verstärkte das Gefühl des Triumphes in seinem Herzen, obgleich es nicht länger in seiner Politik lag, dieses Gefühl gegen sie zur Schau zu tragen.

Plötzlich hielt der Wagen vor einem Gasthause an der Straße, wo Lady Harriet dem Wirth ein wenig schmeicheln wollte.

„Sie brauchen hier nicht auszusteigen, Liebe," sagte sie, „bleiben Sie sitzen."

„O, Lady Harriet, ich möchte es doch lieber thun," antwortete Bella und stand auf, um ihr zu folgen. Sie erhaschte einen flüchtigen Blick der schwarzen Augen Ferdinands, einen Strahl, wie er aus dem Auge des Raubthieres oder des Wahnsinnigen blitzt, wenn sie sehen, daß ihre Macht gefühlt wird und daß sich der wehrlose Mensch vor ihnen fürchtet.

Bella begegnete dem Blick mit Festigkeit, raffte ihren ganzen Muth zusammen, hüllte sich dichter in den Pelz und sank in den Wagen zurück.

Oberst Guiscard kam zu ihr; sie schaute mit nach ihm gerichteten Gesicht entschlossen auf die Landschaft hinaus. Es war ein kalter, ruhiger, ausdrucksloser Blick, der ihn zu sehen schien, ohne ihn zu beachten.

„Bin ich Ihnen keine Erklärung meiner Beweggründe schuldig?" fragte er, indem er sich zu ihr herabbeugte.

„Nein," antwortete sie mit fest auf ihn gerichtetem Blicke, „die Gewißheit Ihres insolenten Benehmens genügt. Ihre Beweggründe sind weder von Wichtigkeit, noch von Interesse für mich."

„Aber Sie können nicht über mein Benehmen urtheilen, ohne —"

„Ich habe kein Verlangen darnach, Sie zu beurtheilen."

Nach einer Pause sagte er: „Ich bin gestern Abend sehr roh gewesen."

Sie gab keine Antwort.

„Sie sind sehr unfreundlich!" Er versuchte ihre Hand zu ergreifen. Sie entzog sie ihm fest.

„Sir," sagte sie, „ich bin jetzt gezwungen, wider Willen geduldig jede Impertinenz anzuhören, welche Sie gegen mich auszusprechen belieben. Lassen Sie sich das genügen, wagen Sie es nicht, mich zu berühren!"

„Ich bin bereit, einzugestehen, daß ich Ihnen gestern Abend Unrecht gethan habe," sagte er, ohne, dem Anscheine nach, ihre Entrüstung zu bemerken. Ein schwaches Zucken ihrer Augenlider bewies allein, wie sehr sie fühle, daß er ihr Unrecht gethan habe. „Ich hielt Sie für gleichgültig und unempfindlich — nicht für die Frau, die ich mir selbst als diejenige ausgemalt hatte, deren geliebter Name auf den Lippen meines Bruders schwebte, bis er starb."

„O, sagen Sie mir, wie er gestorben ist!"

„Ich wage Ihnen nicht zu sagen, wie er gestorben ist, aber ich war bei ihm. Hunger, Krankheit und geistiges Leiden haben ihr Werk gethan. Er sank mit jedem Tage mehr, aber das Vertrauen auf Ihre Liebe hielt ihn aufrecht. Sein Auge strahlte stets, wenn er von Ihnen sprach. Daß er so jung, durch ein so grausames Schicksal dahingerafft werden mußte! Daß er so jung das Opfer seiner Liebe werden mußte! Und er, der so glühend liebte — er, dessen Leben fast in Liebesworten ausgehaucht wurde, muß so bald vergessen werden! Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie ungerecht beurtheilt habe. Ich konnte nur nach dem Scheine urtheilen."

Es trat eine Pause ein. Sobald Bella die Stimme wiederfand, fragte sie: „Aber warum wollen Sie mir nicht sagen, wie er gestorben ist? Warum hat er mich verlassen?"

„Glauben Sie, daß er Valetta freiwillig verlassen hat? Haben Sie nie gehört — glauben Sie, daß kein Verrath gegen Sie Beide gespielt worden ist? Ist das Ihre Liebe? Können Sie allen anderen Menschen glauben und Felix allein Ihr Vertauen vorenthalten?"

„Ich hege kein Mißtrauen, ich glaube nur den Beweisen. Hat Felix mich nicht verlassen? Schwebt nicht ein tiefes Dunkel über seiner Entfernung?" fragte Bella trotz ihrer Thränen mit einiger Lebhaftigkeit.

„Armes Kind!" sagte Ferdinand. „Es ist bes-

ser, daß Sie dieses glauben. Ich will Ihren ehelichen Frieden nicht durch furchtbare Enthüllungen stören. Felix muß das Opfer bitterer Gedanken bleiben, sein Schicksal im Tode das nämliche sein, welches seine Liebe im Leben angenommen haben würde. Er soll dem Herzensfrieden des Weibes geopfert werden, das er geliebt hat."

„Warum geopfert? Erklären Sie sich, Oberst Guiscard, ich flehe Sie an, erklären Sie sich. Die Wahrheit kann meinen Seelenfrieden nicht stören."

„Ich wage Ihre Großmuth nicht auf eine solche Probe zu stellen!" rief Oberst Guiscard, „aber um meines todten Bruders willen will ich Ihnen diese Kenntniß nicht auf meine eigene Verantwortlichkeit vorenthalten. Aber wenn ich die Wahrheit enthüllen sollte, so würde sie auf Capitain Warner zurückfallen. Sind Sie bereit, Ihren Gatten dem todten Felix zu opfern und seinem Andenken Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen? Soll ich Ihnen sagen, was der Mann, mit dem Sie sich verbunden haben, Ihnen absichtlich verhehlt hat? Soll ich Sie Ihren Hochzeitstag — die verderbliche Liebenswürdigkeit verfluchen lassen, welche zum Verbrechen verleitet hat? Soll ich die ganze weibliche Zärtlichkeit, die sowohl für den Mann, der Sie geheirathet, wie für den, der Sie geliebt hat, in Ihrem Herzen liegt, ausrotten?"

„Still! Still!" rief Bella, indem sie aufsprang und ihm fest die Hand auf den Mund legte.

„Ei, siehe da," sagte Lady Harriet, die in Begleitung des sich hinter ihr verbeugenden Wirthes zu dem Wagen kam, — „ei, siehe da! Ich kann meine Vermuthungen anstellen, Oberst Guiscard. — Nach Bergholt, Thomas! — Meine Liebe, ich empfehle Ihnen Owley. Er stimmt blau und hat sehr gute Dinge. Ich rathe Ihnen einzutreten, wenn Sie vorbeikommen."

„Lady Harriet," sagte Bella, indem sie sich an ihren Arm klammerte, „bitte, bringen Sie mich nach Hause; ich bin wirklich zu unwohl, um weiter zu fahren."

„Du meine Güte!" sagte Lady Harriet. „Sie ist wirklich blaß. „Was haben Sie zu ihr gesagt, Oberst Guiscard? Aber gleichviel. Gehen Sie ihr aus den Augen. Sagen Sie dem Kutscher, daß er schnell nach den Cedern fährt. Wir würden schneller hinkommen, wenn der Wagen durch den Mühlbach fahren könnte. Reiten Sie nur weiter, Oberst — so ist's recht. Ich kann für Mrs. Warner sorgen."

Elftes Kapitel.

Durch das Dorf, in dessen Nähe sich die Cedern befinden, windet sich ein Fluß. Es ist ein gewundener, träger Fluß mit dem reichen Wiesenlande des Thales zu beiden Seiten, und obgleich er an dem Punkte, welchen wir beschreiben, nur von Booten befahren werden kann, dehnt er sich doch zehn bis zwölf Meilen weiter unten zu einer breiten Fläche aus und schwerbeladene Schiffe segeln bis zu seiner Hafenstadt herauf, die nicht unmittelbar an der See liegt. Das Dorf selbst, welches die schöne, wegen ihres viereckigen Thurmes berühmte Kirche umgiebt, liegt am Fuße des Hügels, auf welchem sich der Park der Cedern befindet. Es besteht hauptsächlich aus einer langen Straße mit einer Abzweigung nach der Linken, die zu der Wassermühle, einem häßlichen, viereckigen

Gebäude führt, das ein Wehr über den Fluß gezogen hat und bei welchem, wenn die Räder arbeiten, das Schutzbret einen Miniaturwasserfall hervorbringt. An diesem Punkte wölbte sich bis vor Kurzem eine schmale, hölzerne Brücke über den Fluß, welche Amabel um ein Uhr des folgenden Tages mit dem kleinen Knaben ihres Gatten überschritt.

Das Kind hatte sie bereits lieben gelernt. So wenig es auch seine Stiefmutter zu sehen bekam, so hatte es doch ausfindig gemacht, daß sie eine unterhaltende Spielgefährtin sei; es wußte, daß sie spaßhafte Geschichten erzählen konnte, es lernte darauf rechnen, daß ihr seine kindlichen Aufmerksamkeiten nicht lästig wurden, und es lag Etwas in ihr, was ihm fortwährend Vertrauen auf ihre Sympathie und Liebe einflößte. Katy Warner hatte sie selten gesehen. Die alte Dame hatte sie in eine strenge Schule im benachbarten Dorfe geschickt und sie die Ferien in Brighton bei einer Verwandten ihrer Mutter, einer gewissen Mrs. Taylor, verbringen lassen. Der Knabe, ein blasses, kränkliches Kind mit lebhaftem Geiste, freute sich lärmend über seine Erlösung von Mrs. Mathers. Er lief wie ein Hund vor ihr hin und her und prahlte über Das, was er thun könne und zu thun wage, mit einer, wir möchten sagen irischen Nichtachtung des angenommenen Werthes der Worte. Er durfte so ziemlich thun und sagen, was ihm beliebte, ohne Tadel oder eine Bemerkung zu hören, denn die Ge-

danken seiner Stiefmutter waren anderweit beschäftigt und es lasteten Sorgen auf ihrem Geiste, welche sein ganzes munteres Geplauder nicht verscheuchen konnte.

„Ich höre Etwas im Mühlbach plätschern," sagte sie endlich, indem sie sich aufraffte, als sie auf der kleinen Brücke standen, wo sie das Mühlwehr zur Linken und das zweite Wehr des Flusses in einiger Entfernung zur Rechten hatten. John blieb einen Augenblick stehen, hielt sich dann an dem Kleide seiner Stiefmutter fest und versuchte auf das Geländer zu klettern.

„Bleibe unten, John, der Mühlbach ist tief. Ich glaube," setzte sie hinzu, „daß zu dieser Jahreszeit nur wenige Leute hier herunterkommen."

„Es ist ein Bulle. Er ist dort hereingekommen," sagte John umherhüpfend. „Ein großer, dicker, fetter Stier. Ich fürchte mich nicht vor ihm. Er wird auf Dich zulaufen."

„Wir wollen hingehen und nachsehen," sagte Bella.

„Ja!" rief der Knabe. „Sie werden hier hereingetrieben, damit sie auf dem Wege nach London ausruhen. Sie sind zuweilen sehr wild, sehr wild auf diesem Felde."

„Dann bleibe hier," sagte Bella und eilte allein auf die Wiese. Sie bog die Erlen aus einander, welche den Bach einfaßten, der im Winter ein

Nebenstrom des Flusses, im Sommer ein Steinbett war.

„Es ist kein Stier, John!“ rief sie, „Du kannst kommen. Es ist ein Mann zu Pferde, der sich im Wasser abmüht.“

Das Pferd glitt auf dem Lager von schlüpfrigen Kieseln aus und sein Reiter erhielt es nur mit Mühe aufrecht. Beim Klange ihrer Stimme drehte er sich nach ihr um. Bella fuhr hastig zurück. Es war Oberst Guiscard.

„O, sieh!“ rief ihr Stiefsöhnchen, „sie lassen das Wasser von der Mühle laufen. Er wird in die Strömung gerathen und sie wird ihn mit fortreißen. Er wird durch die Brücke hinaus in das große, weite, tiefe Meer dort schwimmen.“

In diesem Augenblicke kletterte der kleine Barba, welcher den Obersten begleitete, da, wo sie stand, das Ufer hinauf. Oberst Guiscard erkannte seine Gefahr. Bella sah sie gleichfalls. Ein Paar Schritte weiter mußte sein durch die Gewalt des schäumenden Mühlbaches fortgerissenes Pferd gegen die Brücke geschleudert und unter dieselbe getrieben werden.

„Oberst Guiscard!“ rief sie laut. „Wenden Sie Ihr Pferd. Hier ist ein Landungsplatz,“ und dabei theilte sie das Gebüsch und zeigte ihm einen Viehweg zwischen den Erlen.

Er erfaßte mit kräftiger Hand die Zügel seines ausgleitenden, erschrockenen Pferdes, und es gelang

ihm, den Kopf desselben nach ihr zu wenden. Der Augenblick war kritisch, Bella sah ihm voll Entsetzen zu. Nach einem Augenblick setzte das schnaubende, triefende Thier die Vorderfüße auf das Ufer und stand auf festem Lande.

Oberst Guiscard sprang herunter.

„Jetzt kann ich ein Paar Worte mit Ihnen allein sprechen!" rief er, indem er ihre Hand ergriff und dieselbe warm drückte. „Verzeihen Sie mir! — Verzeihen Sie mir, theuerste Frau, wenn ich es gewagt habe, Sie zu verletzen, ehe ich Sie kannte."

„Lassen Sie mich los, Sir!" rief Amabel, die sich bemühte, sich loszumachen.

„Hören Sie mich an!" rief Ferdinand auf den Knieen vor ihr.

„Ich will Nichts hören, Sir, stehen Sie auf," sagte sie in tief erzürntem Tone.

„Ich bin hierher gekommen, um Sie zu sehen," sagte Ferdinand, indem er ihr langsam gehorchte. „Es ist das letzte Mal. Ich kehre nach Frankreich zurück. Haben Sie die Nachricht gehört?"

„Wie?" rief sie mit plötzlich verändertem Wesen, „ist Felix gekommen? — Lebt Felix?"

„Felix," sagte er, „ist schon lange todt. Der Kaiser ist von Elba entflohen."

„Napoleon!" Sie faltete die Hände und Beide vergaßen auf einen Augenblick über ihrem gemeinsamen Enthusiasmus ihre gegenseitige Stellung.

„Jetzt hören Sie mich an. Es ist das letzte Mal, daß ich eine Erklärung geben kann," fing der Oberst an.

„Ich will Sie nicht anhören," sagte Amabel. „Sie machen mich elend — unglücklicher, wie ich es war, ehe ich Sie kennen lernte. Als wir uns zum ersten Male trafen, wünschte ich Ihnen als dem Bruder Felix's entgegenzutreten, als Jemand, der mir theuer war, ja, theuer aus diesem Grunde. Sie haben mich zurückgestoßen — Sie haben mich beleidigt, und jetzt kommen Sie, um mir, wie gestern, wo ich Nichts darauf erwiedern konnte, zu sagen, daß Sie mit Ihren Beleidigungen nicht allein auf mich, sondern durch mich auf meinen Gatten zielen."

„Sie denken mit Bitterkeit an ihn," sagte er, „sonst würden Sie nicht so trotzig jede Erklärung zurückweisen."

Sie gab keine Antwort, sondern wandte sich ab.

„Nein," sagte er, „ehe Sie gehen, hören Sie nur so viel, daß Felix einen letzten Auftrag für Sie hinterlassen hat, den ich nicht ausrichten will, kann und darf, bis Ihnen das Geheimniß seiner Entfernung — die Art seines Todes enthüllt worden ist."

Sie blieb stehen und sah ihn an.

„Das kann Capitain Warner thun," sagte er. „Vielleicht haben Sie ihn schon gefragt?"

Sie gab keine Antwort.

„Wenn er es Ihnen gesagt hätte, so würde ich wohl gesprochen haben."

Sie preßte die Hände vor die Stirn. Sie besaß nicht die Kraft, zu entscheiden. Sie fühlte nur, daß der günstige Augenblick für ihre Entscheidung schnell verstrich — daß sie aufgefordert wurde, zwischen ihrer ersten Liebe und ihrem Gatten zu wählen — daß es, während sich ihr auf der einen Seite hierdurch vielleicht die letzte Gelegenheit bot, die sie jemals hatte, die Scheideworte und die Rechtfertigung Felix's zu hören, es auf der anderen für eine verheirathete Frau etwas Furchtbares war, wenn sie sich mit Ueberlegung entschloß, zu Gunsten eines Geliebten Dasjenige zu hören, was, wie sie im Voraus wußte, ihren Gatten anklagen mußte. Aber Capitain Warner war von Anbeginn nicht offen gegen sie gewesen. Darin lag der schärfste Stachel.

Oberst Guiscard beobachtete sie. Der Kampf in ihrem Gesichte war sein Triumph. Seitdem er sie zum ersten Male gesehen, hatte er darnach gestrebt, ihn hervorzurufen. Ihre Entscheidung in dieser Sache mochte ausfallen wie sie wollte, so rächte sie ihn an seinem Gegner: Wenn ihr Gefühl der Anhängigkeit als Gattin dem Verlangen, ihren ersten Geliebten gerechtfertigt zu sehen, unterlag, so wollte er auf diesen ersten Schritt bewußten Unrechts den festen Grund seiner zukünftigen Macht legen. Selbst wenn die

Pflicht über die Liebe siegte, hatte er triumphirt — er hatte ihr Ehebett mit Dornen gefüllt.

Gott weiß, wie das arme Kind gewählt haben würde. Wie es auch gewesen wäre, würde sie jedenfalls ihre Entscheidung bereut haben. Vermuthlich hätte ein zufälliger Umstand den Ausschlag gegeben, denn es verhält sich so, wie ein Philosoph der Neuzeit sagt, „die Macht des Zufalls ist groß, wo die Kraft des Vorsatzes gering ist.“

Die Zeit verstrich. Sie hatte die Fähigkeit zu denken verloren, oder vielmehr ihre Gedanken wanderten zu glücklicheren Tagen und dem sonnigen Malta zurück, und verglichen das Ehemals mit dem Jetzt.

Amabel Warner stand mit fest auf dem wogenden Busen gepreßten Armen an einen der hölzernen Pfeiler gestützt, welche die kleine Brücke gegen das Eindringen des Viehes schützten, da, und entschied über ihr Schicksal.

Ihre Augen waren auf die schäumenden, wirbelnden Fluthen des Flusses gerichtet, und während sie das schnelle Strömen des Wassers beobachtete, überragte alle ihre Gedanken das unklare Gefühl, daß es Glück sein würde, so in eine unbekannte Zukunft hinüber zu gehen und die Vergangenheit zurück zu lassen.

Ihre Wahl? „Ich kann es nicht sagen, Gott weiß es.“ Sie selbst hat es vielleicht nie gewußt,

denn die Augenblicke zogen so schnell vorüber, wie die Fluthen, als plötzlich in geringer Entfernung ein wilder, schneidender Schreckensschrei ausgestoßen wurde. Das Entsetzen gab ihrer stillen Gestalt in einem Augenblick das Leben wieder. Das Kind, welches über dem tiefen, peinlichen Interesse ihres Gesprächs mit Ferdinand ganz vergessen worden war, hatte sich mit dem Hunde belustigt. Vielleicht hatte sich Barba von einem hündischen Gefühl zu einem herausfordernden Bellen gegen das Vieh hinreißen lassen. Jedenfalls zog er die Aufmerksamkeit von drei bis vier jungen Stieren am andern Ende des weiten Feldes auf sich, und als Amabel durch das erschrockene Kreischen John's aufgestört wurde, verfolgten diese mit gesenktem Kopfe und erhobenem Schweife den Hund, der dem Kinde nachlief, welches sich mit der ganzen Schnelligkeit, die das Entsetzen seinen Beinchen verlieh, auf dem schmalen Leinpfade am Flusse geradezu von Oberst Guiscard und ihr entfernte.

Amabel lief nun ihrerseits mit einem noch entsetzterem, angstvollerem und durchdringenderem Schrei, wie der des Kindes gewesen war, hinter ihnen her. Der Hund wandte sich zur Linken, die Stiere folgten ihm, und sie waren bald eine halbe Viertelmeile von John am andern Ende des Feldes, aber das Kind mäßigte seine Schritte nicht. Seine Stiefmutter rief ihm vergeblich zu, anzuhalten; er lief weiter, denn noch immer glaubte er, daß der Hund und die

Ochsen hinter ihm seien. Eine niedrige Einzäunung und ein Graben trennten diese Wiese von der daneben liegenden. Wo sie den Pfad durchschnitten, war eine Hürde aufgestellt worden. Das Kind, dem nur daran lag, diese Schutzwehr zwischen sich und seine eingebildeten Verfolger zu bringen, versuchte, auf der Flußseite an ihr vorüber zu kommen. Die grünen Pflanzen, auf welche er den Fuß setzte, waren verrätherisch. Seine Händchen bemüheten sich, die Hürde zu erfassen; sie schwankte, entschlüpfte ihm und er lag im Wasser.

Amabel, welche im Augenblick darauf an dieser Stelle ankam, stand im Begriff hinter ihm d'rein zu springen, als sie von dem starken Arme des Obersten Guiscard erfaßt und zurückgeschleudert wurde. Als sie zur Besinnung kam, sah sie, wie er den Rock abwarf, und vom Ufer aus in das schnell dahin rauschende Wasser sprang. Der Fluß war an diesem Punkte, wenn auch nicht breit, doch sehr tief, und einer der Knaben aus der Elementarschule hatte ein Jahr zuvor dort seinen Tod gefunden.

Das Kind war untergesunken und kam, von der Strömung getragen, in einiger Entfernung gegen das andere Ufer wieder herauf. Der Fluß strömte aber jetzt sehr schnell, weil er durch das reißende Wasser des Mühlbachs verstärkt wurde; aber Oberst Guiscard war ein ausgezeichneter Schwimmer und strich, obgleich er durch Stiefel und Sporen gehemmt wurde,

kühn aus. Der Knabe sank zum zweiten Male; als er wieder heraufkam, war sein Retter in seiner Nähe. Er erfaßte ihn bei dem Kleidchen, das wie die Glocke einer großen Blume auf dem Wasser schwamm. Sie waren dicht bei dem Schleußenthore und dem rechten Ufer näher, als dem linken. Es nützte Nichts, wenn er versuchte, mit seiner Last über den Strom zurück zu schwimmen. Oberst Guiscard stieg wohlbehalten, aber mit großer Anstrengung an der andern Seite an das Land, denn das Ufer war sehr steil.

„Gehen Sie in gerader Richtung über das Feld!“ rief Amabel über das Wasser. „Schlagen Sie den Weg hinter dem Arbeitshause ein, und dieser wird Sie an die Rückseite unseres Hauses führen.“

Sie selbst schlug den weiteren Weg über die Brücke ein und folgte ihnen über die Felder und auf dem Wege, welchen sie ihm genannt hatte, ohne Rücksicht auf Pfade oder Zäune oder etwas Anderes, wie im geraden Lauf. Ihr Hut hing hinten herab, ihr Haar hatte sich gelöst, und die Leute, denen sie begegnete, sahen sie verwundert an. Aber sie beachtete sie nicht. Sie hatte keinen Athem zum Sprechen. Sie lief so schnell, daß sie ihre Thüre im gleichen Augenblicke wie Ferdinand erreichte, worauf sie ihm seine leblose Last aus den Armen nahm, den Knaben die Treppe hinauf trug und ihn auf ihr Bett legte.

Zwölftes Kapitel.

„Wird er denn am Leben bleiben?" rief Amabel dem Lehrlinge des Dorfarztes und Apothekers zu.

Bleiche Lippen thun täglich die nämliche Frage und weinende, auf das ernste Gesicht des Arztes gerichtete Augen suchen dort die Antwort.

Während sie sprach, kniete sie neben dem Bett, wickelte gewärmten Flanell um die Füße des ertrunkenen Kindes und wendete andere einfache Hilfsmittel an, welche ihr ihre Erfahrung lehrte. Sie hielt in ihrer Geschäftigkeit nicht inne, als sie die Frage that. Es schien, als ob sie fürchte, einige kostbare Augenblicke zu verlieren, die zu seiner Wiederbelebung beitragen könnten.

Jetzt öffnete sich die Schlafkammerthüre und

Mrs. Buck, die Haushälterin kam in das Gemach. Sie nahm Amabel den Flanell aus der Hand, und bemerkte dabei: „Ueberlassen Sie das mir gefälligst. Ich bin Mrs. Warner für das theure Kind verantwortlich. Ich habe einen Mann zu Pferde zu meiner Herrin geschickt, die auf den ganzen Tag zu Miß Armstrong gegangen ist. Sie werden am besten thun, dies Alles dem jungen Manne und mir zu überlassen, und gefälligst die Treppe hinabgehen, Madame."

„Ich soll das Kind verlassen! Ich soll das Kind Ihnen überlassen!" rief Amabel, die hastig aufblickte.

„Es wird das Beste sein, Madame. Das Kind steht nicht unter Ihrer Obhut, sondern unter der meiner Herrin."

Mrs. Warner trat ein. „Sie wird entscheiden," fuhr die Buck fort. „Bitte, Madame, wünschen Sie, daß ich oder die junge Mrs. Warner das Kind pflege?"

„Mrs. Leonard," sagte die alte Dame, deren Lippen vor Aufregung bebten, „verlassen Sie dieses Zimmer, das übrige Haus ist frei."

Amabel erhob sich von den Knieen und warf einen entrüsteten Blick rings um sich. Die Haushälterin und der Lehrling beriethen sich am Bett ihres Patienten.

„Machen Sie ein Gesicht, wie es Ihnen beliebt, Mrs. Leonard, ja, schauen Sie so stolz d'rein,

wie Luzifer, zeigen Sie mir eine eherne Stirn, aber ich habe heute Dinge von Ihnen gehört, die Sie bis in den Staub demüthigen sollten," sagte die alte Dame.

„Dies ist kein Ort zu Zänkereien, Madame," antwortete Amabel. „Ich achte wenigstens ein Sterbelager."

Nach diesen Worten verließ sie das Zimmer. Sie hörte die Riegel hinter sich vorschieben, aber sie konnte sich nicht losreißen. Sie kniete an der Thüre nieder und lauschte auf jeden Laut. Sie hörte die Stimmen der Bedienten drinn; sie durften von der andern Seite eintreten, während sie fern gehalten wurde. Sie vernahm die befehlende Stimme der Mrs. Buck, dann die ernsten Töne des jungen Mannes, des Apothekers, die bebende Stimme der armen Großmutter und endlich eine leise, schwache Stimme, die eine unzusammenhängende Frage that. Sie sprang mit einem Freudenschrei auf.

Dann ging sie endlich hinunter. Ihr Busen wogte von Entrüstung und von tief verletztem Stolze, gegen die alte Mrs. Warner über die Engherzigkeit, welche sie vor Untergeordneten blosgestellt hatte. Ein Bedienter, welcher über den Saal ging, gab ihr ein Billet und setzte hinzu. „Der Herr bat mich, zu sagen, daß er C. morgen nicht, wie er die Absicht gehabt hätte, verlassen, sondern seine Reise in der Hoffnung, von Ihnen Nachricht zu erhalten, aufschieben würde."

Bella nahm den Brief. Ihr Herz klopfte, als sie ihn aufmachte, aber es war nur eine Einladung von Lady Harriet, an diesem Tage in Foxley zu speisen, über Nacht zu bleiben und mit ihrer Gesellschaft zu dem Wahlumzuge nach C. zu gehen. Sie stand mit dem Briefe in der Hand vor dem Feuer, und mannichfaltige Gedanken drängten einander in ihrem Geiste, als ein Geräusch am Fenster ihre Aufmerksamkeit erregte. Es war Oberst Guiscard zu Pferde. Er war bis dicht an das Haus geritten, und klopfte mit der Peitsche an eine Scheibe.

Sie machte das Fenster auf. „Er lebt!“ sagte sie, „er lebt! Die Dankbarkeit meines ganzen Lebens wird nicht genügen, um Ihnen dieses zu vergelten, Oberst Guiscard.“

Er beugte sich vor und ergriff ihre Hand.

„O! Wären Sie Felix nur länger treu geblieben — hätten Sie nur diese Heirath aufgeschoben, so würde vielleicht noch Alles gut geworden sein. Die Wünsche Felix's wären in Erfüllung gegangen. Die Hingebung meines Lebens hätte Ihr Glück sichern müssen. Und selbst jetzt noch —“

Eine rohe Hand im Innern zog Bella vom Fenster weg. Ferdinand winkte Lebewohl und ritt fort. Bella drehte sich um, und stand Mrs. Buck gegenüber, die von Mrs Warner heruntergeschickt worden war.

„Meine Herrin wünscht, daß Sie in diesem

Zimmer bleiben, Madame, und sich nicht rühren, bis sie Sie sehen kann, was geschehen wird, wenn der Doctor von C., nach dem ich geschickt habe, da gewesen und wieder fort sein wird. Das liebe Kind ist wieder zu sich gekommen, und hat Etwas gesprochen, aber es wäre besser gewesen, wenn es Nichts gesagt hätte, denn jedes seiner Worte waren für das Herz meiner Herrin schlimmer, wie ein Dolch." Hier änderte sich das Benehmen der Mrs. Buck plötzlich. Sie rief voll tugendhafter Entrüstung, und ich darf hinzufügen, auch von tiefer Rücksicht für die Ruhe und Ehre der Familie überwältigt, mit Heftigkeit aus: „O, Sie böse, böse ausländische Frau, Sie!"

Man kann sich leicht denken, welche Wirkung dieses auf die erregten, verletzten Gefühle Amabel's, auf einen so ungebeugten, stolzen Charakter ausübte. Die von einer Untergebenen in ihrem eigenen Hause, während sie machtlos war, es zu ahnden! Jetzt fühlte sie sich allerdings ganz freundlos, als eine Fremde und Verlassene. Sie biß sich auf die Lippen bis Mrs. Buck aus dem Zimmer gerauscht war, und sah ihr ohne eine Veränderung im Gesicht nach. Sie würde ihr um Nichts in der Welt haben sehen lassen, wie tief ihre Worte sie verletzt hatten. Wie bitter ist es, allein zu sein und allein gegen eine Ungerechtigkeit anzukämpfen! Wie wenig erhält das Bewußtsein der Unschuld den Menschen aufrecht, wenn er nicht als Grundsatz gelernt hat, sich auf das

Zeugniß eines guten Gewissens vor Gott zu stützen! Ihr Gewissen würde ihr jedoch, wenn sie es befragt hätte, Vorwürfe gemacht haben, zwar nicht in der Art, wie Mrs. Buck glaubte, aber über tausend Fälle des Mangels an Liebe, der Auflehnung gegen das Loos, welches ihr beschieden war.

Als die Buck die Thüre schloß, warf sie sich auf ein Sopha. Sie versuchte zu weinen, konnte es aber nicht. Sie drückte das krampfhaft verzerrte Gesicht in die Kissen, und stampfte wüthend mit den Füßen und rang die Hände. Dies Alles ging allmälig in eine Art Betäubung über.

Endlich weckte sie Etwas: sie blickte auf; es schneite. Die Aeste der Bäume wurden bereift, und das Gras war bereits mit einem dünnen, durchsichtigen Schleier von Schnee bedeckt. Sie erhob sich und sah zum Fenster hinaus. Plötzlich fielen ihr die Worte des verlorenen Sohnes ein. Sie sprach sie mehrere Male aus und dachte dabei an Capitain Warner. Sie fühlte, daß sie unter seiner Obhut sicher und glücklich sein werde. Sie fürchtete ihre eigene Schwäche. Sie war durch Niedrigerstehende verletzt worden; vor Allem fürchtete sie, daß Etwas, was er von Anderen hören würde, seinen Geist mit schlimmen Verdacht füllen könne, und sie war entschlossen, ihm das Geheimniß des Todes Felix Guiscard's zu entreißen, wenn er sich auch noch so ungern davon trennte.

Sie war ihm treu; sie war noch treu! Und o! wie wenig Beistand erhielt die Treue ihres Herzens in den Prüfungen dieser Stunde! Warum ließ er sie so allein? Warum ließ er sie in Zweifel über Felix? Ein wenig Offenheit, ein wenig Liebe würden sie gerettet haben. Sie war entschlossen, sich zu erheben und seinen Schutz zu suchen.

Der Schnee fiel nur in einzelnen Flocken, als sie zu Fuß durch die Allee ging. Sie hatte sich in warme Kleidung gehüllt, und das Haus verlassen, ohne mit Mrs. Warner zu sprechen. Sie ging zu ihrem Gatten und sie war sonst keinem Menschen verantwortlich. Sie hatte die Absicht, in das Dorf hinabzugehen und von dort aus die Post nach C. zu nehmen, aber als sie den Gipfel des Hügels hinaufstieg, sah sie dieselbe mit betrunkenen Wählern gefüllt, mit einem betrunkenen Postillon auf dem Bocke und schweiß= und schaumbedeckten, ermüdeten Pferden nach Hause kommen. Sie blieb stehen und sah sich um. Sie mußte zu Fuße nach C. gehen. Es fiel ihr nicht ein, umzukehren, und ich glaube, ihre Aufregung würde sie ohne Ermüdung dorthin geführt haben. Ihre letzte Erinnerung an ihre Heimath zeigte ihr dieselbe eine Viertelmeile zu ihrer Rechten, wo ihre Giebel durch die Anlagen hervorragten, und ihr Ziegeldach vom Schnee weiß gefärbt war.

Als sie sich umdrehte, um ihren Weg in der zunehmenden Dunkelheit fortzusetzen, vernahm ihr Ohr

das Geräusch von Rädern auf dem Kieswege. Es war der Doctor aus C., der durch den anderen Eingang hereingefahren war. Sie hatte seine Ankunft nicht bemerkt, und hielt ihn jetzt an, als er sich dem Thore näherte, um nach seinem Patienten zu fragen. „Es geht ihm gut," war das Wesentliche seiner Antwort. „Eine feuchte Nacht, Mrs. Warner," setzte er hinzu, „die Nebel ihres Thales erzeugen Fieber. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen rathe, nach dem Hause zurückzukehren; Sie könnten einen Catarrh davon tragen."

„Fahren Sie nach C.?"

„Ich werde in fünf Minuten dort sein. Haben Sie Etwas dort auszurichten?"

„Ich glaube, ich werde Sie um einen Platz in Ihrem Wagen bitten. Ich möchte nach dem Comitézimmer gehen, um meinen Gemahl zu sehen. Die Dorfchaise ist besetzt, und die Nacht ist zu lebendig, als daß ich allein gehen könnte."

„Ich werde es mir angelegen sein lassen, Capitain Warner aufzusuchen um ihn zu versichern, daß der Knabe außer Gefahr ist."

Es ist seltsam, daß ihr bei der Vertiefung in ihrer eigenen Lage dieser Grund, um ihn aufzusuchen, nicht eingefallen war. Sie erfaßte ihn jedoch sogleich.

„Nein," antwortete sie, „ich will mit Ihnen nach C. fahren. Mein Gemahl wird nicht eher be-

ruhigt sein, als bis er gehört hat, wie es zugegangen ist."

Sie setzte sich neben den Doctor, hüllte sich in ihrem Mantel und fuhr, in ihre Gedanken vertieft, die, da sie zu keinem Resultat gelangten, nur dazu dienten, ihren Geist zu ermüden, nach dem ersten Gasthaus in C., das jetzt von dem blauen Comité eingenommen war. Vor der Thüre gab es große Aufregung und einiges Gedränge. Sobald der Doctor sein Pferd durch das Volk hatte drängen können, sprang sie heraus, ging durch einen Haufen von Wählern, trat in die Krone und fragte den ersten Kellner, welchem sie begegnete, nach Capitain Warner.

„Ich glaube, Capitain Warner speist mit einer großen Gesellschaft bei Mr. O'Byrne."

„Er ist fort!" sagte sie laut.

Der Gedanke, daß er in dem Augenblick, wo sie seiner Unterstützung so sehr bedurfte, von ihrer Nebenbuhlerin angezogen worden sei, zuckte ihr schmerzlich durch das Herz.

„Ich will hingehen und nachfragen," sagte der Kellner, „welchen Namen soll ich melden, Madame?"

Sie wartete einen Augenblick und dann kam Mr. Rustmere aus einem Seitenzimmer.

„Wie! Sie hier, Mrs. Warner."

„Ich wollte meinen Gatten sehen."

„Er ist drüben bei O'Byrne. Kann ich Etwas

für Sie thun? Sie können heute Abend nicht zu ihm kommen. Es ist eine große Gesellschaft."

„Sie können mir eine Postchaise bestellen," antwortete sie, „denn ich muß ihn sehen."

„Es ist heute Abend keine einzige Chaise zu haben," sagte der Kellner, „sie sind alle von den Wählern in Beschlag genommen worden."

„Ich habe meinen Gig hier, und fahre nach Hause," sagte Mr. Rustmere. „Sie müssen mit mir nach Hause kommen. Morgen früh werde ich Sie hinüberfahren. Sie werden Ihren Gemahl bei der Procession sehen. Er wird bei O'Byrne über Nacht bleiben."

„Ich möchte es lieber nicht."

„Aber es bleibt Ihnen keine Wahl," sagte Mr. Rustmere. „Sie können nicht allein über Nacht in einem Gasthofe in der Stadt bleiben."

Dreizehntes Kapitel.

Als sie am folgenden Morgen in C. einfuhren, war die Menschenmenge groß und lärmend. An dem schmalen Ende der High-Street haranguirten mehrere Stumpfredner auf Stühlen die Versammelten entweder über die Wahl, oder über die Flucht von Elba. Als die Rustmer'esche Equipage herankam, wurde die Livrée erkannt. Ein starker Trupp junger Gelber stimmte ein dreifaches Grunzen für alle Aristokraten an, und es erhob sich ein Tumult. Es wurde mit Steinen geworfen, rohe Scherze drangen zu den Ohren Amabel's, der Kutscher, der für sich, seine Pferde und seinen Wagen fürchtete, verlor alle Geistesgegenwart und schien in den Hof des gelben Wirthshauses, den rothen Löwen, einfahren zu wollen. Die Pferde wurden unruhig — die Rohheit eines Wahltages — jenes Tages, an welchem der Pöbel sein Herrscher-

recht übernimmt und ausübt, seine Herren als seine Diener behandelt und auf ein Paar Stunden alle Leidenschaften, das geheime Gefühl von Beleidigungen, die Vorurtheile und der Haß, die zu anderen Zeiten nur in gemeinen Schenken Ausdruck finden, an den Tag legt — bot Damen keinen Schutz, wenn die Parteizeichen, welche sie trugen, mißachtet worden waren, und die Partei-Schlagworte, deren sie sich bedienten, keine Macht hatten, die Volkswuth zu beschwichtigen. Ein gereizter, englischer Pöbelhaufen muß einer Frau und Fremden allerdings furchtbar erscheinen. Lady Harriet, eine Frau von großer Entschlossenheit, blieb ruhig, aber Amabel wurde auf's höchste erschrocken. Sie verlor die Geistesgegenwart, kreischte und bemühte sich, den Wagenschlag zu öffnen, da sie vermuthlich in der Größe ihrer Angst hoffte, zu Fuß unbemerkt durch die Menge zu schlüpfen, die um so furchtbarer war, weil sie brutal scherzte. Es gelang ihr, trotz der Bemühungen ihrer Begleiter, heraus-zu-kommen und sie fand sich fast augenblicklich von Ferdinand Guiscard erfaßt; der Abbé C. war bei ihm, und da ihre Handlung die Aufmerksamkeit der Menge auf sie lenkte, so wurden sie sogleich mit einem feindseligen Grunzen begrüßt. Jedes schmachvolle Beiwort, welches das Nationalgefühl seit Jahren Bonaparte gegeben hatte, wurde ihnen nachgeheult. Amabel hatte sich in eine schlimmere Lage gebracht, als wenn sie in der Rustmere'schen Equipage

geblieben wäre. Das Kleeblatt gelangte, verfolgt, gedrängt, durch rohe Worte beleidigt, in den rothen Löwen, nachdem es nur mit Mühe dem Schicksal entgangen war, mit Wahlgeschossen geworfen zu werden. Amabel wurde in ein Privatzimmer geführt, wohin ihr der Oberst und der Abbé folgte. Es dauerte lange, ehe sie sich sammeln, oder so viel Muth fassen konnte, auf die Menge hinaus zu blicken, welche unten die Straße füllte.

Einige Häuser vom rothen Löwen entfernt und dem Hotel zur Krone gegenüber, wo das blaue Comité seine Sitzungen hielt, war der Laden des großen blauen Buch- und Papierhändlers. Hier steht Lady Harriet, als Mittelpunkt eines Kreises von Herren. Es war das Hauptquartier der Blauen und man hatte zur Bequemlichkeit der Damen eine Bühne errichtet. Hierher kam Miß O'Byrne zu Pferde und neben ihr Capitain Warner, lächelnd, plaudernd und triumphirend. Seine Gattin beobachtete ihn. Er ging über die Straße, bog in den Hof der Krone ein, und trat in das Comitézimmer.

Einige Minuten später kam Mr. Rustmere in Folge des Auftrags Lady Harriet's die Straße herab, und trat in den rothen Löwen. Die Menge stimmte ein ironisches Hurrah an, als es den blauen Anführer nach dem Hauptquartier der gelben Partei gehen sah. Er kam zu Amabel herauf, bot ihr ernst, aber artig den Arm, und sagte ihr, sie werde am

besten thun, wenn sie sich zu Lady Harriet und ihrer eigenen Partei verfüge. Er verbeugte sich gegen Oberst Guiscard und lehnte seine Begleitung für Mrs. Warner ab, indem er sagte, er sei wohlbekannt bei der Menge und vollkommen im Stande, sie zu schützen. Als sie die Straße entlang ging, sah sie einen kleinen Bedienten der Mrs. Warner unter den Stallknechten vor der Gasthausthüre und erfuhr von ihm, daß sich das Kind wohler befinde, daß Mrs. Warner noch in dem kleinen Hause sei, und schon nach wenigen Stunden eine Veränderung in dem Personale getroffen habe, welche anzudeuten schien, daß sie Alles selbst in die Hand zu nehmen beabsichtige.

Als Mr. Rustmere sie seiner Gemahlin übergab, schien Lady Harriet über ihre Unvorsichtigkeit aufgebracht zu sein, und die fröhlichen, triumphirenden, mit blauen Bändern geschmückten Grafschaftsdamen vor der verlegenen, erschrockenen Fremden zurück zu schaudern, die kein Parteizeichen trug.

Die Vorbereitungen für den Zug nahmen ihren Fortgang. Es wurde ein Weg durch die Menge für die Procession gebahnt, blaue Fahnen in jeder Nüance naheten, die Stadtglocken läuteten und Musikchöre spielten auf. Die blaue Plateform wurde auf den Schultern eines Dutzend stämmiger, mit blauen Schleifen geschmückter Männer herbeigetragen, und auf derselben stand vor einem Lehnstuhle — blauer Damast mit Silber — der neue Abgeordnete in voller

Yeomanryuniform, und sollte, von seinem Comité zu Pferde und seinen hauptsächlichsten Gönnern umringt, unter Verbeugungen durch die Stadt getragen werden. Als sich eben der Zug bildete, kam Capitain Warner aus dem Gasthause in das Haus des Buchhändlers, und trat auf die Tribune heraus. Seine Gattin stand auf, ergriff seine beiden Hände und zog ihn in ein Zimmer.

„O! Leonard, ich habe Dir so viel zu sagen," fing sie an.

„Nun, Liebe, erzähle es mir ein anderes Mal," antwortete er. „Ist das nicht eine herrliche Nachricht?"

„Du weißt nicht, was geschehen ist," fuhr sie fort.

„Was ist geschehen?" erwiederte er, „ist ein Unglück vorgefallen? Meine Mutter —" er sah sich unruhig um, „warum ist sie nicht bei Dir?"

„Sie befindet sich ganz wohl, aber der kleine John ist fast ertrunken und es war meine Schuld. Er befindet sich jetzt wohler."

„Gütiger Himmel! Wie ist das zugegangen?" rief der Capitain, der anfing, sich in eine Aufregung zu arbeiten, in deren Mitte er, während ihn seine Gattin beschwichtigte und Alles erklärte, in das Comitézimmer gerufen wurde.

„Gott sei Dank," sagte er, „daß es nicht schlimmer gewesen ist. Küsse die Kinder für mich. Bella, Weibchen, ich bin hier, um Abschied zu neh-

men. Ich werde Dir von London schreiben. Diese Landung Bonapartes hat mir ein Schiff verschafft. Ich habe einen Befehl von der Admiralität in der Tasche, der mich ohne Aufschub nach Spithead schickt, damit ich den Befehl über den Magiker übernehme. Ich werde augenblicklich abreisen, sobald diese Geschichte zu Ende ist. Meine Postchaise wird zurecht gemacht."

„O, Leonard, verlaß mich nicht!" Sie klammerte sich an ihn.

„Unsinn, Unsinn," antwortete er, über ihre Thränen halb lachend. „Tröste Dich, Weibchen, ich werde nicht lange weg sein. Du sollst von mir hören. Ich werde vielleicht ein Paar Tage in London bleiben."

„Capitain Warner, erlauben Sie, man sucht Sie."

„Da, da, meine Zeit ist um."

„O! Leonard, was soll aus mir werden?"

„Ich muß fort, Weibchen," rief der Capitain. „Wenn ich in Portsmouth aufgehalten werde, so will ich Dir schreiben, daß Du zu mir kommst, aber ich hoffe, sogleich nach dem mittelländischen Meere abzusegeln. Ich lasse Dir einen Credit bei der Bank zurück. Lebe wohl! Lebe wohl!" wiederholte er, jedesmal mit einem Kusse. „Grüße meine Mutter. Küsse die Kinder. Lebe wohl! Lebe wohl!"

Sie sah, wie er zu Pferde stieg und sich gegen

Miß O'Byrne verneigte. Er blickte lächelnd auf, um ihrem Auge zu begegnen. Er war voller Aufregung — voll Freude über seine Anstellung.

Er war fort! Und Amabel stand allein — als Fremde unter Fremden — wie ein schiffbrüchiger, nackter Seefahrer an einem feindseligen Ufer! Sie konnte nicht wieder zu der heiteren Gesellschaft auf der Tribune gehen. Lady Harriet kam in das Zimmer und versuchte sie zu trösten. Sie drang in sie, ihren Kummer zu vergessen und mit ihr nach Foxley zurückzukehren. Diese Einladung war Amabel sehr angenehm. Ein Gedanke, eine Hoffnung, ein Fluchtplan erfüllte sie. Sie war bereits entschlossen, nicht zu Mrs. Warner zurückzukehren. Da ihr Gatte nach dem mittelländischen Meere geschickt wurde, so bot sich eine Hoffnung der Rückkehr nach ihrer glücklichen, maltheſischen Heimath. Sie wollte um Erlaubniß an ihn schreiben, während seiner Dienstzeit bei Dr. Glascock oder ihrem Onkel zu leben. Von Ersterem war ihr vor ein Paar Tagen ein Brief zugekommen, der erste, den er ihr seit ihrer Verheirathung geschrieben hatte.

„Sollten Sie jemals des Schutzes oder einer Heimath bedürfen," sagte er, „so erinnern Sie sich an Malta. Die Zeit wird kommen, wo Sie bei dem allgemeinen Schiffbruch Ihren Stolz versenken."

Sie schrieb mit einer schlechten Feder ein höfliches Billet an die alte Mrs. Warner, worin sie die-

selbe ersuchte, ihre Kammerjungfer und ihre Kleider nach Foxley zu schicken. Nachdem dieses geschehen war, überließ sie sich Lady Harriet. Aber damals wußte sie nicht, daß die Einladung auf den Obersten Ferdinand und den Abbé ausgedehnt worden war, daß nach den Ereignissen des Vormittags ihr Verweilen in C. bei der Aufregung eines bevorstehenden Krieges und der Ausgelassenheit einer Wahl, nicht für sehr sicher oder angenehm gehalten wurde.

Amabel kehrte daher nach Foxley zurück. Sobald sie nach ihrem Zimmer entkommen konnte, warf sie Hut und Mantel ab, setzte sich an einen Tisch und fing einen Brief an ihren Gatten an. Die zärtlichen Thränen, welche sie über seine Abreise vergossen hatte, waren getrocknet. Sie hatte während der Fahrt nach Foxley über ihre Lage und das ihr zugefügte Unrecht nachgedacht. Sie sagt selbst von diesem Briefe, daß er „steif, kalt und rauh" gewesen sei. „Ich bemühte mich, meine Vorstellungen frei von Leidenschaft zu machen. Es gelang mir, sie auch von allem Gefühl zu entblößen."

Sie sagte ihrem Gatten, daß sie sich während seiner Abreise Mrs. Warner nicht unterwerfen werde, daß jedes Haus sein eigenes Haupt haben müsse, und daß sie in ihrer eigenen Wirthschaft eine Fremde sei — daß ihr eheliches Leben nichts weniger wie glücklich gewesen wäre, daß sie sich nach ihrer Heimath in Malta sehne, und daß ihr Onkel oder Dr. Glascock

sie noch immer aufnehmen würden. Sie sagte ihm ferner, daß sein Verhalten in Bezug auf den Tod und das Verschwinden des Capitains Guiscard keineswegs offen gewesen sei, und forderte ihn mehr auf, als daß sie ihn beschwor, ihr Alles mitzutheilen, ehe der Augenblick, wo seine Erklärungen ihre Zweifel verscheuchen würden, vorüber sei. Sie deutete sogar auf seine Vorliebe für Miß O'Byrne hin, und setzte hinzu, sie wisse, daß er an ihr keine weise Wahl getroffen habe, und daß er eben so gut wie sie wisse, daß es zum Wohle Beider das Beste gewesen sein würde, wenn sie sich nie vereinigt hätten.

Diesen Brief adressirte sie nach seiner Wohnung in London, und gab ihn an demselben Abend auf die Post. Nachdem dieses geschehen war, ging sie hinab, und fand dort den Oberst Guiscard und den Abbé.

Der Oberst erwies ihr an diesem Abend viele Aufmerksamkeiten, und da sie durch seine Entschlossenheit gegen ihn milder gestimmt, und durch ein Gefühl verhältnißmäßiger Unabhängigkeit muthvoller gemacht wurde, so gestattete sie ihm, sich ihr zu nähern. Er war ruhig, artig und voller Achtung. Er vermied jedes aufregende Thema. Sie sprach mit ihm von der Bretagne, und in dem Tone seiner Stimme lag Etwas, was sie an seinen Bruder erinnerte. Es war das erste Mal, daß sie die Verwandtschaft fühlte.

Der folgende Tag verging. Es war Donnerstag. Die Rustmere's wollten am folgenden Abend ein großes Fest geben und Amabel half Lady Harriet bei den Vorbereitungen.

Am Morgen wartete sie ungeduldig auf den Briefbeutel, der beim Frühstück Mr. Rustmere übergeben wurde. Er enthielt keinen Brief für sie und ihr Herz erbebte. Die Zubereitung der Gelée's, die Herstellung der Limonade und die Zuckerbäckereien nahmen ihren Fortgang, denn diese feinere Kocherei wurde zu jener Zeit auf dem Lande zu Hause besorgt. Es war noch nicht die Zeit der Straßburger Pasteten, der Alltäglichkeit des Champagners oder der Entdeckung des Wenhamsee's.

Amabel schälte eben Mandeln, als sie in den Salon gerufen wurde. Ein Salon, der seiner Möbel und Teppiche beraubt ist, dessen Thüren mit Mousselin verhängt sind, und dessen Nacktheit, wie die unserer Urältern, nur durch grünes Laub verdeckt ward, gewährt am Morgen eines Festes einen ernsten, unerfreulichen Anblick und er wurde für die arme Amabel durch das Erscheinen der Mrs. Warner auch nicht weniger furchtbar gemacht. Sie stand, in ihren schwarzen Pelzrock gekleidet, und unter ihrem schwarzen Hute die Stirn runzelnd, mit einem Briefe in der Hand in der Mitte des kahlen Zimmers.

„Bitte, setzen Sie sich, Mrs. Warner," sagte

ihre Schwiegertochter, indem sie sich anschickte, das harte Ende einer Soiréebank herbeizuschleppen.

„Ich werde mich in diesem Hause nicht niedersetzen, Mrs. Leonard,“ war die Antwort.

Beide Theile standen eine Zeit lang da, und jedes erwartete, daß das Andere anfangen solle, als plötzlich Mrs. Warner eine Fluth der bittersten Vorwürfe gegen ihre Schwiegertochter losließ. Amabel wurde starr vor Erstaunen, als sie hörte, wie ausführlich eine jede ihrer Handlungen und ihre Worte erzählt worden waren, und welche grausame Auslegung ihnen ihre Schwiegermutter gab. Anfangs wurde sie dadurch erzürnt. Dann rührte sie der furchtbare Jammer der alten Dame über den Scandal, der über ihr Haus herbeigeführt worden war. Sie bemühte sich, durch Thränen, Bitten und Betheuerungen ihrer Unschuld einen Eindruck auf sie zu machen. Aber die Respectabilität der Mrs. Warner blieb unbeugsam. Sie schien die der Umgegend gegebene Gelegenheit zum Gerede für eine unverzeihliche Sünde zu halten. Amabel fand, daß die einzige Grundlage zu etwas dergleichen, wie eine Aussöhnung, darin bestehen werde, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergab, ihren getrennten Haushalt aufhob, von jetzt an unter dem Dache der alten Dame wohnte, und sich vollständig und in allen Dingen in ihren Willen fügte, sich augenblicklich von Foxley entfernte, und während der Abwesenheit ihres Gatten aller Gesell-

schaft und jedem Wunsche nach einer Veränderung und jeder Vorliebe für alles Französische, gleichviel, ob in Geschmack oder Sitten, entsage.

Diese Bedingungen bezogen sich auf eine Stelle in einem Briefe, den sie an diesem Morgen von ihrem Sohne erhalten hatte, und Amabel zeigte.

„Es ist mir ganz unbekannt, daß ich ihr jemals Grund zur Klage gegen mich gegeben hätte. Der Ton, in welchem sie schreibt, ist höchst merkwürdig. Ich habe ihr von jenem früheren Liebhaber Alles gesagt, was ich weiß, obgleich sie es vorzieht, mir nicht zu glauben. Ich werde ihr von Portsmouth aus schreiben, bitte Dich aber, ihr inzwischen zu sagen, daß ich es ganz und gar mißbillige, daß sie in Malta zu mir kommen will. Ich glaube, wie Du, daß sie genug an ausländischer Gesellschaft gehabt hat, und wünsche, daß sie unsere Wohnung im kleinen Hause aufgiebt und bei Dir bleibt, so lange ich nicht da bin. Meine Ausrüstung und meine Tafel sind kostspielig, und wenn wir während meiner Abwesenheit den getrennten Haushalt aufgäben, so kann dadurch etwas Geld gespart werden.“

Diese Worte verletzten Amabel tiefer wie Alles, was vorhergegangen war. Es erschien ihr als zuviel, daß ihr Brief von ihrem Gatten oberflächlich behandelt, die Antwort so gleichgültig aufgeschoben, sie als ein launenhaftes, junges Mädchen, dessen Einfälle zu seinem eigenen Besten nicht berücksichtigt wer-

den mußten, angesehen, alle ihre Hoffnungen vereitelt, ihre Zweifel nicht einmal beantwortet, ihre entrüsteten Vorstellungen verhöhnt, ihre Gefühle mißachtet wurden! Dieser letzte Tropfen setzte allem, wie sie glaubte, ihr zugefügten Unrecht und ihren Kummer die Krone auf. Sie nahm keine Rücksicht auf die Eile, die Geschäftigkeit und den Charakter des Briefschreibers.

Sie verlor ihre Selbstbeherrschung. Sie brach in eine Fluth von Vorwürfen gegen Mrs. Warner aus, die beim Verlassen von Foxley den Staub gegen alle Bewohner desselben von ihren Füßen schüttelte, und, wie wir hinzufügen müssen, über das Ergebniß ihres Besuches für die Hoffnungen und das Glück ihres Sohnes tief bekümmert war. „Es bleibt mir noch ein Ausweg übrig," waren die letzten Worte, welche sie von Amabel hörte, als sie sich entfernte. „Und es komme, was da wolle, so werde ich nie — nie bei Ihnen leben!"

Vierzehntes Kapitel.

Mein Vater sagt, daß er am Morgen dieses Freitags auf das Verlangen Capitain Warners sich zu diesem nach seiner Wohnung in der Warwick-Street begab, wo er sich stets aufgehalten hatte, wenn er sich in London befand. Mein Vater hatte sein Lieutenantspatent erhalten und war dem Magiker zugetheilt worden. Er sollte mit seinem Capitain frühstücken und ihn nach Spithead hinabbegleiten, wo die Fregatte vor Anker lag.

Als er in das Zimmer kam, fand er seinen Capitain angekleidet, mit der Uhr und einem offenen Briefe in der Hand. Mein Vater sagt, daß der Ausdruck seines Schmerzes so groß war, wie man ihn zuweilen im Gesicht der in der Schlacht Gebliebenen sieht.

„Frühstücken Sie," sagte er fast grimmig, indem er auf die unberührten Lebensmittel auf dem Tische zeigte, „das heißt, wenn Sie es brauchen."

„Der Wagen fährt vor zehn Uhr nicht ab, Sir," antwortete mein Vater.

„Und doch, Sir," sagte Capitain Warner.

Mein Vater setzte sich an den Tisch.

„Theodosius," sagte Capitain Warner, „in wie weit sind Sie geneigt, mir zu dienen?"

„In Allem, Sir. Stellen Sie mich auf die Probe." Seine Mutter war die Cousine des Capitain Warner.

„Ich meine," sagte dieser hastig, „würden Sie mir folgen, wenn ich das Schiff verlassen sollte? Es soll mit dem ersten Winde absegeln, der es den Canal hinunter führen wird. Ehe ich dasselbe betrete, muß ich eine Rechnung auf Leben und Tod abmachen. Wollen Sie mir beistehen?"

Mein Vater sprang auf. „Ja, Sir!" rief er, durch den Dienst geschmeichelt, welchen man von ihm verlangte. Es lag auf der Hand, daß er aufgefordert wurde, der Secundant seines Capitains zu sein.

„Ich frage Sie," fuhr Capitain Warner fort, „weil Sie mein Verwandter sind — weil ich Zeit verlieren würde, wenn ich einen anderen Freund aufsuchen würde."

„Fürchten Sie Nichts, Sir!" rief mein Vater, „wir werden den Magiker noch einholen."

„Rechnen Sie nicht darauf, Sir,“ antwortete Capitain Warner ernst. „Sie können cassirt, und ich durch ein Kriegsgericht erschossen werden.“

Dann verließen die beiden Männer schweigend das Zimmer. Ein Wort von Capitain Warner entschied über ihren Bestimmungsort. Mein Vater fand, daß sie sich nach den östlichen Grafschaften begaben. Die prächtigen Kutschen jener Tage waren, wenn sie in der Zeit paßten, sicherer in ihrer Schnelligkeit, wie die Post. Als sie im Hofe des Gasthauses zum Stier in Aldgate warteten, legte Capitain Warner, ohne zu sprechen, einen Brief in die Hand meines Vaters. Er hatte denselben an diesem Morgen durch einen Expressen von Mrs. Warner erhalten. Mein Vater sagt, daß er in seinem Geiste keinen Zweifel an der Untreue oder wenigstens schuldvollen Unvorsichtigkeit der Mrs. Leonard Warner zurückgelassen habe. Die Thatsachen, welche Mrs. Warner wußte, sind dem Leser ausführlicher bekannt; die Auslegungen und Uebertreibungen, welche sie darauf begründete, kann man sich denken. Der Capitain sah einen Mann, welchen er kannte, auf den Bock steigen, und nahm seinen Platz im Innern. Er verbarg während der ganzen Reise sein Gesicht so gut wie möglich. Als sie in C. ausstiegen, erblickte ihn mein Vater zum ersten Male deutlich und fand, daß er in Folge dieses Tages um Jahre älter aussah. Das lange, helle Haar, welches gewöhnlich steif aus der Stirn gestri=

chen war, schien plötzlich schlaff geworden zu sein; er sah schon abgefallen aus.

„Pferde!“ schrie er dem Kellner in der Krone zu. „Pferde und einen Wagen nach Foxley.“

„Ich bitte um Verzeihung, Capitain, aber ich fürchte, wir können es nicht machen. Alles, was wir haben, ist schon so zu sagen für Foxley bestellt. Sie sind in ihren Bestellungen rücksichtslos gewesen. Es ist, wie Sie wissen, Sir, der große, blaue Ball der Lady Harriet Rustmere.“

„Wer ist das? Sind Sie es, Capitain?“ fragte der Wirth, der aus einem Nebenzimmer kam. „Freut mich, Sie zu sehen. Sie sagen, Sie wünschen Pferde nach Foxley? Ich glaube, Ihre Gemahlin hat die letzten bestellt,“ fuhr er fort, indem er in ein langes Notizbuch sah. „Unser allerletztes Paar heute Nachmittag und einen Wagen aus dem rothen Löwen. Was war es, William? Ich glaube etwas Seltsames.“

„Nun, daß Mrs. Warner einen Wagen und Pferde wünschte, die sie auf dem Wege nach London heute um Mitternacht an dem Thore des Parkes von Foxley abholen sollten. Ich ließ ihr sagen, daß Nichts zu haben sei, wie ein alter gelber Wagen im rothen Löwen, und daß unser Postillon nicht weiter mit ihr fahren könne, bis nach Witham. Ich wollte wissen, ob der Wagen genügen würde, und der Bursche meinte, das werde er wohl, da ihm Mrs. Warner

gesagt habe, sie würden nicht mehr wie Zwei, und keine Gesellschaft sein."

Die arme Amabel! Ihre Unbekanntschaft mit den Gesetzen des englischen Postwesens hatten sie veranlaßt, ihren Boten, einen Knaben, der im Auftrag der Köchin nach C. ritt, um Citronen zu holen, mit dieser Auskunft zu versehen. Sie dachte daran, ihre Kammerjungfer auf ihrer Flucht mitzunehmen, hatte sich aber weder fest entschlossen, noch es ihr gesagt.

„Wo ist dieser Wagen?" fragte Capitain Warner.

„Er wird eben zurecht gemacht, Sir. Wollen Sie ihn haben?"

Mein Vater antwortete „Ja," denn Capitain Warner konnte Nichts erwiedern.

Bella, die den Entschluß zur Flucht fest im Herzen trug, zeigte sich an diesem Abend im Ballsaal der Rustmere's. Das ihr geschehene Unrecht schien eine außerordentliche Maßregel von ihrer Seite zu rechtfertigen. Sie war entschlossen, während der Abwesenheit ihres Gatten nicht bei ihrer Schwiegermutter zu leben. Sie hatte während der letzten drei Tage einen Fluchtplan vorbereitet, den sie ausführen wollte, wenn sie keine günstige Antwort auf den flehenden Brief erhielt, welchen sie an Capitain Warner geschrieben hatte. Sie nahm sich vor, nach Malta zu gehen, und sich unter den Schutz ihrer Freunde zu stellen. Sie wußte, daß Dr. Glascock sie aufnehmen werde, und glaubte,

daß sie unter seinem Beirath Bedingungen vorschreiben könne, die ihre Unabhängigkeit von Mrs. Warner sichern würden. Aber nachdem sie diese unabhängige Stellung eingenommen hatte, erschien es ihr nicht mehr wie erst, daß sie den Grund kannte, auf welchem sie stand. Da sie von ihrem Gatten keine Erklärung über den Tod Felix Guiscard's erhalten konnte, so beschloß sie, diejenige zu fordern, welche ihr Ferdinand versprochen hatte. Sie wußte, daß sein Widerstreben, sie aufzuklären, ein Kunstgriff gewesen sei, und auch, daß er, nachdem sie angehört hätte, was er zu sagen habe, im Besitz einer gewissen Gewalt über sie zu sein glauben werde, und sie hatte angefangen, ihn zu fürchten. Es fiel ihr bei, daß sie ihm durch eine plötzliche Flucht aus Foxley werde entgehen können, und sie bestellte in einem Anfall kindischer Aufregung einen Postwagen von C., der sie um Mitternacht am östlichen Thore von Foxley abholen sollte. Sie sagte Niemand ein Wort von ihrer Absicht, da sie fürchtete, eine Spur zurückzulassen, welche sie in seine Gewalt bringen konnte. Ihre Vorbereitungen waren getroffen, ihre wenigen Kleider eingepackt, und es blieb ihr weiter Nichts übrig, wie die Geschichte, die Botschaft, die letzten Worte Felix zu hören. Zu diesem Zwecke trat sie jetzt am Arme des Obersten Guiscard in das Gewächshaus.

„Ich bin hierher gekommen, um Sie anzuhören," sagte sie. „Sie haben mir eine Erzählung zu

geben, und eine Botschaft zu überliefern. Sie werden vielleicht keine andere Gelegenheit dazu finden. Ich will sie jetzt hören."

„Sind Sie darauf vorbereitet?"

„Vollkommen."

Sie setzte sich auf ein für die Gäste dorthin gestelltes Sopha, und er nahm neben ihr Platz. Welche Gefühle sie auch bewegen mochten, während er sprach, so machte sie doch keine Bemerkung. Während der folgenden zwei Stunden, kamen viele Tänzer in das Gewächshaus und hörten ihn eifrig zu ihr sprechen und gingen fort, um unfreundliche Bemerkungen über die Liebelei zwischen dem französischen Obersten und Mrs. Warner zu machen.

Die Erzählung des Obersten Guiscard.

. . . . . . „Als die Armee Dupont's bei Baylen übergeben wurde," fuhr der Oberst fort, nachdem er erzählt hatte, wie Felix im Jahre 1809 auf den Dodo geschleppt worden war, „überlieferte man die damals zu deren Verstärkung unterwegs befindlichen Regimenter gleichfalls an die Spanier. Das Corps, bei welchem ich diente, wurde eiligst zu den Gefangenen geführt, welche die spanischen Schiffe nach der Niederlage von Trafalgar in Cadix gemacht hatten. Diese Unglücklichen waren, ehe wir zu ihnen stießen, von den entsetzlichen Gefangenenschiffen von Cadix nach der Insel Leon geschafft worden. Von dort wurden wir

nach einigen Monaten nach der wüsten Insel Cabrera geschickt. Wir verließen unser Gefängnißschiff in dem Glauben, daß die Spanier wenigstens die Treue der Verträge achten und uns gestatten würden, nach unserem Vaterland zurückzukehren. Erst in Palma, der Hauptstadt von Majorca, erfuhren wir nach dreitägiger Ungewißheit unseren Bestimmungsort.

„Haben Sie jemals Etwas von Cabrera gehört — von dem Schrecken von Cabrera — wo uns die spanische Grausamkeit, nachdem wir verrathen, aber nie besiegt worden waren, und das Mitleid jedes Engländers, der unseren Kirchhof besuchte, mit Ausnahme eines Einzigen, erwarb? Cabrera! Wo der erprobteste Muth unter den hoffnungslosen Schrecken unsere Lage brach, denn der Soldat, der in der Stunde der Aufregung selbst der Niederlage trotzt, sinkt nieder, wenn Hunger und Krankheit seine Feinde werden, und seine Geisteskräfte keine andere Beschäftigung haben, wie täglich die langsame Annäherung dieser hinterlistigen Schrecknisse abzuwehren.

„Wir kamen, sechs tausend Mann stark, nach Cabrera. Kaum der dritte Theil dieser Zahl verließ nach einem dreijährigen Aufenthalt auf der Insel deren wüste Ufer. Auf einem Haufen kahler Bergkämme, steiler Felsen wurden sechstausend Mann fast ohne Kleidung gelandet. Viele von uns waren bald gänzlich entblößt. Es fand sich keine Wohnung vor, wie die verfallenen Mauern eines alten, maurischen Ca=

stells und wir besaßen auch nicht die Mittel mehr, wie elende Hütten aus Zweigen zu erbauen, die wir mit unendlicher Anstrengung aus einem fernen Winkel der Insel herbei=schafften, wo in den Spalten der rauhesten Felsen ein Paar verkrüppelte Bäume wuchsen. Wir hatten nur eben das Nothwendigste an Wasser und selbst hiervon gab es nur spärlichen Vorrath. Unsere Lebensmittel wurden alle vier Tage von Majorca geschickt, aber zuweilen durch das Wetter oder wohlüberlegte Bosheit zurückgehalten, wo dann Hunderte verhungerten.

„Was halten Sie von der täglichen Nahrung, welche uns die spanische Grausamkeit zumaß — sechs Unzen Brod und eine Hand voll dürre Bohnen? Bedenken Sie auch, daß wir fast von Kleidungsstücken entblößt waren, daß die früheren Leiden die Kräftigsten erschöpft hatten und daß zu einer Zeit, wo die moralische Kraft allein die physische ersetzen konnte, unsere unglücklichen Leute die letzte Anfeuerung zum Muthe, die Hoffnung auf eine endliche Befreiung verloren.

„Unsere Truppen erbauten mit unbeschreiblicher Mühe — denn es fehlte uns an Werkzeugen — Hütten aus Zweigen und gründeten eine Art Colonie, nicht allein am Landungsplatze, sondern auch am südlichen Ufer der Insel. Die Officiere schlugen anfangs ihre Wohnung im Castell auf.

„Die Entbehrungen, welche wir erduldet hatten,

unser jetziges Elend, die entsetzliche Gewalt der Sonne bei Tage, die plötzliche Nachtkälte, und, was das Schlimmste von Allem war, unsere gänzliche Unbekanntschaft mit der wahrscheinlichen Dauer unserer Leiden, schwächten die stärksten Constitutionen und erzeugten Krankheiten in tausenderlei Gestalt. Augenleiden, Dyssenterie, Scorpheln, Wechselfieber, lichteten unsere Reihen: wären aber vielleicht abzuwenden gewesen, wenn es in unserer Macht gestanden hätte, ein wenig Wein oder frische Gemüse zu erlangen. Die Einen wurden binnen wenigen Stunden hingerafft und ihre Kameraden beneideten sie. Andere schleppten sich eine Zeit lang in stillen Leiden hin, sanken, wenn die Kraft erschöpft war, nieder und standen nicht wieder auf. Ueberall waren Leichen zu finden. Sie wurden an abgelegenen Orten aufgehoben, wie abgemattetes Vieh, das zum Sterben bei Seite getrieben wird. Endlich erhielten wir die Erlaubniß, am Ufer der südwestlichen Bucht bei der einzigen, zugänglichen Quelle mit süßem Wasser, ein Paar hinfällige Zelte zu errichten und erwiesen ihnen die Ehre, sie das Lazareth zu nennen.

„Ich war einer von den ersten, bedauernswerthen Unglücklichen, die dort aufgenommen wurden. Man brachte mich nach einem der Zelte, die am nächsten am Abhange des Hügels standen. Einmal, als meine Sinne durch das Delirium geschwächt waren, glaubte ich eine bekannte Stimme — Klänge aus

der Heimath zu hören. Das Delirium dauerte nur einen Augenblick. Man brachte einen Gefangenen nach einem benachbarten Zelt, welches bereits Sterbende füllte — einen Gefangenen, der in dem Brodboote von Palma gekommen war.

„Ich mochte drei Tage im Lazareth gewesen sein, als eines Nachts ein furchtbarer Sturm über die Insel hereinbrach. Von den steilen Abhängen der umliegenden Berge strömten Gießbäche herab, und die Fluthen rissen in ihrem Laufe mächtige Steine mit fort. Sie kamen wie eine Sündfluth herab. Das Wasser nahm zu und seine Gewalt wurde mit jedem Augenblick größer. Wir hörten sein Tosen, während wir kraftlos auf unser Stroh hingestreckt lagen. Das Gebrüll des Wassers kam immer näher und die Fluthen rissen Alles mit fort, was sich ihnen in den Weg stellte. So laut der Wind auch heulte, so war der Donner doch noch lauter. Dann und wann übertönte ihn ein gellender Schrei, wie im Todeskampfe.

„Wir lagen da und lauschten. Es schien, als ob die Wogen des Oceans heraufstiegen und in ihrer Wuth die Insel zu überschwemmem drohten. So verging die Nacht, und mit der Morgendämmerung trat eine kurze Pause ein. Ein Schrei, der von dem Sturme an mir vorüber getragen worden war, hatte in meinem Geiste die Erinnerung an das kurze Delirium des vorigen Tages wieder geweckt. Es gelang mir, von unklarer Befürchtung voll und durch die Bewe-

gung meiner Furcht gestärkt, mich auf den Händen nach dem Eingange des Zeltes zu schleppen.

„Es stand allein! — Ein rettender Felsen hatte die Wuth des Stromes gebrochen, der von den Bergen herabgekommen war. Alles Andere war von der Wuth des Wassers mit fortgerissen worden. Die Zelte und das Stroh, die Kranken und die Sterbenden waren sämmtlich fortgeschwemmt. Viele lagen todt am Fuße des Berges, auf welchem die Gewalt des Wassers sie wie Steine hinuntergerollt hatte. Viele lagen mit gebrochenen Gliedern, mit Schlamm und Sand bedeckt, da.

„Bei einer anscheinend leblosen und halb in dem Wasser der jetzt steigenden Fluth versenkten Leiche hielt ein weißes Hündchen Wache, und es war ihm gelungen, das Gesicht, welches er zärtlich leckte, aus dem Wasser zu ziehen. Ich hatte nicht gewußt, daß es außer dem einzigen Esel unserer armen Soldaten noch ein Hausthier auf der Insel gäbe. Sein trübseliges Bellen lenkte die Aufmerksamkeit auf den Ort. Ein Paar von den Soldaten eilten hinab und hoben den Körper auf. Es was noch Leben darin, denn wir hörten ein Stöhnen.

„Sie hoben ihn auf, und trugen ihn den Berg hinauf, wobei ihnen der Hund folgte. Ein gewisser Instinct trieb mich an, mich hinzuschleppen. Ich erkannte die Züge. Es war Felix, mein jüngerer Bruder, bei welchem ich Vaterstelle vertrat, dessen Wohl-

ergehen mir stets theuerer gewesen war, wie mein eigenes.

„Seine unteren Gliedmaßen waren gelähmt (wir Alle litten an Lähmungen). Die Wunde in seiner Brust war wieder aufgegangen und es schien vom Leben Nichts mehr vorhanden zu sein, wie seine Fähigkeit für schmerzliche Leiden. Er erkannte mich sogleich. Die brüderliche Besorgniß gab mir meine Kraft wieder. Der Arzt kam; wir beugten uns zu dieser lebendigen Leiche herab; und jede Pflege, die wir ihm zu Theil werden lassen konnten, wurde an ihn verschwendet. Wir legten ihn auf Stroh und ich wurde sein Pfleger, denn es war auf der ganzen Insel kein Stück Leinen zu finden, womit wir seine Wunden hätten verbinden können. Die einzigen Mittel, welche unsere Aerzte besaßen und allen Kranken reichten, war Chinin und Schwefelsäure.

„Ich pflegte ihn bei Tag und bei Nacht. Er war mein einziger Bruder — das meiner Obhut anvertraute Kind — der einzige Gegenstand der Familienliebe für mich. Ihr Name schwebte selbst in seiner Todespein auf seinen Lippen. Lange vorher, ehe er seine Geschichte zusammenhängend erzählen konnte, kannte ich den Charakter und die Person des Mädchens, das er anbetete. Endlich raffte er seine ganze Kraft zusammen, erzählte mir den Verlust seines Schiffes, von seiner Krankheit in Malta, von Ihrer Zärtlichkeit und von seiner Liebe, von der beabsichtig-

ten Auswechselung der Gefangenen, von seiner bei Nacht geschehenen Entführung durch seinen Nebenbuhler — wie er gebunden und geknebelt auf das Schiff des Capitain Warner geschafft worden war, das schon die Anker gelichtet hatte — wie während der Nacht ein malthesisches Viehboot herbeikam, und man ihm demselben übergab. Wie das Boot nach seiner Beraubung und wunderbarer Errettung von Ermordung den Weg nach der afrikanischen Küste einschlug. Als es unterwegs einem spanischen Schiffe begegnete, wurde er demselben übergeben und nach Majorca gebracht, wo die ausgestandenen Beschwerden, der Seelenschmerz, die erst vor kurzer Zeit überstandene Krankheit und die heftigen Schmerzen der Fesseln, welche die Elenden, denen ihn die Schändlichkeit seiner englischen Feinde überliefert hatte, nicht ein einziges Mal gelockert wurden, eine Lähmung herbeiführten. In Palma wurde er in diesem Zustande auf unserem Brodboote eingeschifft, und auf unsere Felsen geworfen, damit er dort sterbe.

„Dort fand sich die Hand eines Bruders, die seine Leiden milderte, oder wenigstens versuchte sie zu lindern. Ohne die erbarmungslose Grausamkeit seines Feindes würde ich ihn vielleicht haben retten können.

„Ihr Hündchen war sein einziger Schatz. Es hatte sein Leben aus tausend Gefahren gerettet, aber unsere verhungernden Kameraden blickten es mit gie=

rigen Augen an. Das Unglück hatte die Gefangenen isolirt. Nichts vereinigte die Sympathien unserer jammervollen Gesellschaft, wie die Ankunft unseres Lebensmittelbootes. Eines Tages kam es nicht. Ich kann noch unsere verhungerten Soldaten vor der Morgendämmerung von den Berggipfeln nach ihm ausspähen sehen. Bei schönem Wetter konnten wir den Hafen von Palma erblicken, aber kein Segel zeigte sich am Horizonte — weder an diesem Tage noch an dem folgenden.

„Einhundert und fünfzig von uns starben in diesen Hungertagen.

„Die Einen starben in der Raserei des Deliriums, die Andern krochen in Winkel und Höhlen, um zu verscheiden. Die Ratten und Mäuse auf der Insel waren verzehrt, man hatte seine Zuflucht zu Gras und Wurzeln genommen; unter letzteren glaubten wir eine Art Kartoffel entdeckt zu haben, und sie wurde allgemein verschlungen, ehe es sich an ihrer Wirkung zeigte, daß es Gift sei.

„Am dritten Tage wurde vorgeschlagen, den Esel — den einzigen Gegenstand der Liebe unserer Soldaten — den ursprünglichen Bewohner der Insel — zu schlachten. Unsere sterbenden Soldaten würden das Opfer nicht gestattet haben, wenn es nicht durch das ganze Ansehen ihrer Officiere durchgesetzt worden wäre.

„Mit Ausnahme des Meinigen. Ich war ab-

wesend. Ich hatte den Gipfel des höchsten Berges erklettert. Ich war hinangestiegen, wohin sich nur der brütende Seevogel wagte, oder die scheue Ziege von Cabrera klettern konnte.

„Manche Menschen würden sagen, daß die That selbstsüchtig gewesen sei, aber das Leben meines Bruders schien von dem unseres kleinen Barba abzuhängen. Die Soldaten hatten beschlossen, das Thier zu opfern, und ich schaffte ihn auf die dringende Bitte Felix's bei Nacht fort. Ich wurde verfolgt, — verfolgt mit der ganzen Energie des Hungers. Aber einer meiner Verfolger nach dem anderen blieb zurück. Zwei stürzten vor Schwäche und kamen in den Bergen um. Endlich blieben nur noch zwei übrig; sie waren schnellfüßig und eben so sicher, wie schnellfüßig, denn es waren Corsikaner. Ich verbarg mich in einer Klippe in dem steilen, zerklüfteten Kalkstein. Ich fuhr fort, im Schatten chaotischer Felsen aufwärts zu kriechen, aber dies ging langsam; sie kamen mir näher, denn ich war schwach, und sie befanden sich wirklich so dicht bei mir, daß das Geräusch ihres Athmens zu mir drang. Als sie sich nur noch wenige Fuß von dem Orte befanden, wo ich versteckt lag, schienen sie irre zu werden. Der Eine zeigte aufwärts nach einem moosbedeckten Felsen, und schien in demselben eine Aehnlichkeit mit einem Theile meiner Kleidung zu finden. Der Andere wendete ein, daß ich vermuthlich näher sei. Sie trennten sich.

Und als sie erst hundert Schritte von einander entfernt waren, gewahrte der Eine, welcher glaubte, daß ich in der Nähe sei, den Schimmer des weißen Felles Ihres kleinen Barba. Er stieß einen scharfen Schrei aus, um seinen Gefährten zurückzurufen und sprang auf mich zu. Ich hatte ein Pistol in der Hand. Meine Pistolen waren fast die einzigen Feuerwaffen, welche wir auf die Insel geschmuggelt hatten. Ich feuerte. Die Kugel traf; er machte einen kurzen Satz und stürzte rückwärts über den Rand eines Felsens hinter ihm. Der Andere hörte den Schuß und sah den Fall, ohne mich zu erblicken. Er gab, wie ich erwartet hatte, die Verfolgung auf, und eilte zu der Leiche seines Kameraden. Ich stieg weiter hinauf und fand bald in einer der Tropfsteinhöhlen, welche auf den mittelländischen Inseln nicht selten sind, einen Zufluchtsort. Hier blieb ich viele Stunden in sicherer Verborgenheit, worauf ich endlich von meinem Horst, der die Aussicht nach Norden hatte, ein Segel erblickte. Es kam immer näher. Es zog alle Augen auf der Insel auf sich. Es war das Lebensmittelboot von Palma. Unsere Noth war so groß, daß wir Gott dankten, ehe wir den Menschen fluchten. Es war nur durch die Lokaleifersucht und die Zänkereien der spanischen Beamten aufgehalten worden. Ich eilte an das Ufer, um unter den Ersten zu sein, die ihren Antheil forderten. Für gewöhnlich bildeten die Officiere und Unterofficiere Tischgesellschaf-

ten von sieben Mann, und auf diese Weise wurde erzielt, daß die spärliche Ration weiter reichte, als wenn jeder seinen Theil für sich verzehrte, da die wenigen fürsorglichen Soldaten ihre viertägige Ration verschlangen, sobald sie ihnen übergeben wurde.

„Als sich die kleine Brigantine näherte, wurde die Aufregung der bleichen Menge entsetzlich. Jede Wendung, welche sie machte, und welche sie von ihrem Laufe abzuführen schien, weckte die größte Bewegung. Die Kranken und Sterbenden waren von ihren schwachen Kameraden an den Meeresrand herabgebracht worden, und man munterte sie auf, die Augen auf das ankommende Fahrzeug zu richten, damit sie am Leben blieben, bis die Nahrung eintraf.

„Viele stürzten sich in das Meer, während es noch fern war, und schwammen in der Hoffnung, daß man ihnen etwas Eßbares zuwerfen werde, auf dasselbe zu. Endlich lief es, wie gewöhnlich, fast auf den Strand, aber anstatt der zwanzig Mann, denen der Gebrauch erlaubte, an Bord zu kommen, stieg in einem Moment eine bunte Menge ohne Rücksicht auf ihr Leben auf das Verdeck, über die Seiten und über die Geländer. Zum ersten Male seit unserer Ankunft auf der Insel war das Ansehen ihrer Officiere nicht im Stande, die verhungerte Menge zurückzuhalten und Ordnung und Regelmäßigkeit in der Vertheilung der Lebensmittel herzustellen. Der Hunger legte sogar seine Achtung vor dem Brod bei Seite.

Zu anderen Zeiten wurden die kleinsten Stückchen, welche beim Landen abgebrochen worden waren, mit ehrerbietiger Sorgfalt aufgelesen und auf die Laibe gelegt, zu welchen sie gehörten. Bei dieser Gelegenheit wurden die Lebensmittel mit der eigennützigen Gleichgültigkeit der Verschwendung in Stücke gerissen. Glücklicherweise hatte man uns das Doppelte unserer Rationen geschickt.

„Außer der Höhle, deren Wasserquellen ihren klaren Lauf über goldglänzenden Sand verfolgen, von welcher Don Raphael, der König der Industrieritter Gil-Blas eine Beschreibung giebt, finden sich auf Cabrera noch andere Grotten, und ich hatte das Glück gehabt, auf eine dem Anscheine nach allen unseren Kameraden unbekannte zu stoßen.

„Felix, der keine Ansprüche an die Kameradschaft der Officiere hatte, der, obschon er selbst Officier war, doch weder zu unserem Corps noch zu unserer Dienstbranche gehörte, und sich vereinsamt fühlte, schenkte meinem Vorschlage, ihn bei Nacht auf meinen Schultern in die Berge zu tragen und uns in dieser Höhle zu verbergen, bei welcher es eine klare, kleine Quelle gab, die den anderen Gefangenen unbekannt und ihnen auch zum Wasserholen nutzlos war, eifrig Gehör. Die Geschichte mit dem Hunde hatte nicht dazu beigetragen, uns beliebt zu machen, und Felix zitterte für das Leben desselben, wenn eine zweite Zö-

gerung unsere verhungerten Leute ihrer Nahrungsmittel berauben sollten.

„Wir bewohnten unsere Höhle zehn Tage lang. Die Feuchtigkeit derselben war der Gesundheit Felix ungünstig. Am Eingange gab es eine Stelle mit dichtem Grase, wo er zu sitzen und auf die schöne Meeresaussicht hinauszublicken pflegte, die nur durch den Horizont begrenzt wurde. Hier sprach er nur von Ihnen. Hier lernte ich Sie kennen — als die Peri seines Paradieses, als seinen helfenden Engel. Er beschrieb Sie, als halb Kind, halb Mädchen. Als Mädchen am Geiste, wenn auch als Kind in der Fähigkeit zu genießen. Als Mädchen in der Empfindsamkeit, mit der kindlichen Macht vertrauensvoller Liebe, mit einer seltsamen, klugen Aufrichtigkeit des Denkens und einer einfachen Wahrheit im Handeln — einem höheren Reiz in Ihrem Geiste, wie in Ihrer Person, obschon diese — o! wie schön war! Er glaubte nie, daß Sie an ihm zweifeln könnten, und fühlte, daß Ihre Liebe, wie stark auch die Umstände gegen seine Wahrhaftigkeit sprechen könnten, doch stärker sei. So schwach er auch war, so verweilte sein Geist doch nie bei der Möglichkeit einer endlichen Trennung. Er wollte leben und den Himmel genießen; einen Himmel der Liebe, einen Himmel des Glückes, den Himmel mit Ihnen! Sie hatten ihn in das Leben zurückgerufen und dieses Leben war Ihnen geweiht. Die Erinnerung an die Noth,

Entbehrung und Schwäche würde verschwinden, wenn er wieder zu Ihren Füßen saß, oder Ihre warme, weiche Hand in der seinen hielt. Er schwor bei Allem, was ihm das Heiligste war, daß er Ihnen treu bleiben werde. Es bedurfte keines Schwures von seinen Lippen, um ihn mit Vertrauen gegen Sie zu erfüllen.

„Er theilte mir Ihre Rechte auf unser väterliches Erbe in der letzten Unterhaltung, welche wir mit einander hatten, mit. Er sprach zum ersten Male von seinem Tode auf der Insel, als von einer Möglichkeit und gab mir einen feierlichen Auftrag an Sie, im Fall er sterben und ich ihn überleben sollte. Was für ein Auftrag es gewesen ist, zwingt mich, die beharrliche Erinnerung an Ihre Stellung als Gattin, welche Sie gezeigt haben, und der Gegensatz zu dem Eifer oder der Besorgniß, welche Sie für die Rechtfertigung meines Bruders hätten zu erkennen geben können, *Ihnen zu verschweigen*, *bis sie mich zu dessen Mittheilung auffordern*. Man kann dies seine letzten Worte nennen, denn als er sie aussprach, näherte sich ihm der Tod. Wir saßen auf einer Felsspitze oberhalb unsrer Höhle und beobachteten die Annäherung eines Kriegsschiffes. Als es näher kam, zeigte es die englische Flagge. Bald darauf war auf der Insel Alles in Aufregung und Verwirrung. Das Schiff näherte sich unserem Landungsplatze. Welche Nachrichten konnte es nicht bringen!

Es ließ den Anker ungefähr hundert Schritte vom Ufer fallen und in einem Augenblick war das Meer von Menschen lebendig, die zu ihm schwammen.

„Mein Gott! Welchen Eindruck muß ihr abgefallenes Aussehen auf unsere Feinde gemacht haben! Sie waren anfangs geneigt, unseren unglücklichen Horden viele Güte zu erweisen. Der Capitain empfing einige von unseren Officieren in seiner Cajüte. Die Leute sammelten sich um unsere Soldaten, fragten durch Zeichen nach ihren Bedürfnissen, und drückten durch rauhe, herzliche Geberden ihr Mitleid aus. Der Wunsch unsere Leiden zu erleichtern, war so groß, daß der Capitain seinen Leuten erlaubte, wenn sie wollten, eine dreitägige Ration zu unserem Gebrauche abzugeben, und alle überflüssigen Kleidungsstücke des Schiffes unter die Nackten zu vertheilen. Ich war nicht am Ufer gewesen, als das Schiff vor Anker ging, aber da ich jetzt sah, was vorging, stieg ich in der Hoffnung, Nahrungsmittel zu erlangen, von den steilen Bergen nach der Mitte der Insel herab, und begab mich nach der kleinen Hüttenstadt, welche unsere Leute am Landungsplatze erbaut hatten.

„Als ich herabging, stieg der Gedanke in mir auf, daß ich die Sache meines Bruders diesem wohlwollenden englischen Officier vorlegen wolle, der ihn vielleicht mit von der Insel nehmen, und im schlimmsten Falle wieder nach seinem Gefängnisse in Malta bringen würde. Als sich die Brigg näherte, hatte mein Bru-

der geglaubt, daß es die Seemöve sein könne, in welchem Falle der Befehlshaber derselben vermuthlich jener Capitain sein würde, der das Jahr vorher das Glück gehabt hatte, ihn gefangen zu nehmen. Als ich mich dem Ufer näherte, erfuhr ich jedoch, daß das Schiff nicht die Seemöve, sondern der Dodo unter dem Befehl des Capitain Warner sei.

„Sie können mich wegen meiner Schwäche tadeln, aber unsere Noth war so groß und mein Geist durch langes Leiden so gebrochen — ich hatte auch angefangen, so viel Vertrauen aus dem Wohlwollen dieses Capitains zu schöpfen, daß ich beschloß, meine Klage gegen ihn selbst bei ihm vorzubringen, während er von seinen Feinden und Officieren umringt war.

„Ich bahnte mir einen Weg durch die Menge nach dem Orte, wo er stand — denn er war gelandet, und näherte mich ihm. „Capitain," sagte ich, „ich bin hier, um Gerechtigkeit zu fordern, Gerechtigkeit gegen Sie selbst in Gegenwart dieser Officiere — Gerechtigkeit gegen meinen Bruder, Felix Guiscard."

„Der Capitain verstand etwas Französisch, obgleich ihm einer der Umstehenden die Worte übersetzte, und es folgte ein Gespräch zwischen dem französischen Gefangenen, der als Dolmetscher gedient hatte, ihm und seinem ersten Officier. Das Gesicht des Capitains verdüsterte sich. „Nein, Monsieur," sagte er in schlechtem Französisch zu mir, „ich kann Nichts für

a manqué à sa parole

ihn thun. „Votre frère a cassé sa parole.“ Dann wendete er mir den Rücken zu, und widmete seine Aufmerksamkeit den Klagen, welche ein anderer Officier vorbrachte. Ich entfernte mich. Mein Herz verbiß schweigend diese grausame Beleidigung. Dieses war also der brutale Nebenbuhler, welcher meinen armen Bruder davongeschleppt hatte — dieses der Mann, der sich weigerte, sich zu der Höhe einer theilweisen Ausgleichung zu erheben, als ihm die Gelegenheit zur Großmuth geboten wurde. Seine Söldlinge schleppten mich fort. Ich ging inmitten eines seltsamen Ueberflusses allein fort. In der Bitterkeit meiner Gedanken — über meinem glühenden Verlangen nach Rache, vergaß ich sogar, mich in Besitz von Lebensmitteln zu setzen. Auf der Insel herrschte Freude. Unsere Soldaten fanden ihre Heiterkeit wieder, und bemühten sich, ihren englischen Gästen Ehre zu erweisen. Sie öffneten das seltsame Theater, welches ein Dutzend von unseren Gefangenen sinnreich in einer Art Grube hergestellt hatte, und wo während unserer langen Tragödie wöchentlich zweimal Komödien aufgeführt wurden.

„Ich ging bei Seite und benutzte die Geschäftigkeit meiner Kameraden, um zu dem in der Aufregung verlassenen, verfallenen kleinen Fort hinaufzugehen, und es gelang mir, ein weißes Blatt aus dem Breviarium des spanischen Priesters zu entwenden, der unter der Maske der Religion auf der Insel den

Spion spielte. Auf dieses schrieb ich meine Herausforderung für die Grausamkeit des britischen Befehlshabers. Ich sagte ihm, daß ihn die Menschen hier richten sollten, wie ihn der Himmel jenseits richten werde — daß ich vor dem Himmel und dem heiligen Kreuze schwüre, seine Schändlichkeit in seinem eigenen Vaterlande an ihm zu rächen, wenn ich jemals von Cabrera entkommen sollte. Daß fortan mein Leben seiner Entlarvung geweiht sei.

„Als ich mit diesem Briefe fertig war, hatte sich die englische Gesellschaft wieder eingeschifft. Sie war einige Stunden am Ufer gewesen. Es war bereits Nachmittag. Zwei von unseren Officieren, ein Oberst und ein Artilleriehauptmann, sollten von ihnen mit fortgenommen werden. Sie waren spanische, und nicht englische Gefangene. Die Menschlichkeit hatte die Gerechtigkeit zu ihren Gunsten ausgedehnt, während Felix, der rechtmäßiger Weise ein englischer Gefangener war, wie ein Hund sterbend, auf den kahlen Felsen dieser verfluchten Insel lag.

„Unsere Soldaten hatten in der Hoffnung, dann und wann einen Seevogel zu erlegen, Bogen und Pfeile, die mit Steinspitzen versehen wurden, angefertigt, denn die Feuerwaffen waren sehr selten. Ich lieh mir einen solchen, befestigte meine Herausforderung an den Pfeil und sprang mit Pfeil und Bogen im Munde in das Wasser.

„Ich näherte mich dem Schiffe. Es lichtete

eben den Anker, und der auf dem Verdeck wachhaltende Officier winkte mir mit Geberden und unter schmähenden Worten zurück. Ich verfolgte meinen Weg, bis ich nahe genug war, daß mein Pfeil auf das Schiff fallen konnte. Ich warf mich auf den Rücken, — in einem Augenblick hatte ich ihn auf den Bogen gelegt. Vielleicht zog der teuflische Gedanke durch meinen Geist, daß meine Rache für alle unsere Leiden herrlich und vollständig sein würde, wenn ihm mein Pfeil mit dem Briefe das Leben raubte, wo er stand. Aber das Meer erhob sich. Die Brigg schwankte nach der entgegengesetzten Seite und er stand unverletzt auf der Hütte. Im nämlichen Augenblick sauste der scharfe, zischende Ton einer Pistolenkugel dicht an meinem Ohr vorüber, ich tauchte unter und kam unbeschädigt wieder herauf. Er würde unzweifelhaft den Mann, der bis an seinen Tod seine Schmach bezeugen wird, die ihm zuletzt noch ein Vermögen und eine Braut zuführen sollte, gern in der Tiefe begraben haben.

„Als ich wieder an der Oberfläche erschien, sah ich den Dodo in einiger Entfernung leewärts, und schwamm auf das Ufer zu. Als ich dies that, zog die Brigg die Segel ein und legte bei. Ich konnte anfangs keinen Grund für dieses Manöver bemerken, aber es zeigte sich bald, daß sie wartete, um ein zweites ihrer Boote aufzunehmen, das ich aus einer Bucht an einem anderen Theile der Insel hervorkom=

men sah. Ich schwamm an das Land, nahm einige Lebensmittel für meinen Bruder — ich bedurfte an diesem Tage keiner Nahrung — und stieg wieder die Felsen nach unserer Grotte hinauf.

„Als ich mich ihr näherte, fand ich Spuren, daß vor kurzem Andere dort gewesen waren. Am Fuße eines niedrigen Felsens, in welchem ich rohe Stufen ausgehauen hatte, hob ich ein Einschlagemesser mit Dolchklinge von eigenthümlicher Construction auf. Als ich es später untersuchte, fand ich die Buchstaben F. G. auf der Scheide eingekritzelt. Ich hatte Felix sagen hören, daß er ein solches Messer gehabt habe, und ich zweifelte nicht, daß dieses zu den Gegenständen gehöre, um welche er in der Nacht, wo er auf die Maltheserсperonara geschafft wurde, bestohlen worden war. Es waren keine Waffen erlaubt, und kein Mensch auf der Insel besaß ein solches Messer.

„Ich stieg zu der Stelle hinauf, wo ich Felix verlassen hatte. O Gott! — Warum soll ich Sie mit der Erzählung peinigen? Der Rasen war zertreten, und die losen, umherliegenden Steine durch einander geworfen. Felix lag, wo ich ihn gelassen hatte, ermordet. Sein Hund stand heulend auf einem Felsen über ihm. Der Körper war noch warm, aber das Leben erloschen.

„Niemand wollte meiner Ueberzeugung Gehör schenken. Wir waren, wie gesagt, bei unseren Kameraden nicht beliebt. Der feierliche Ernst des bretagni-

schen Charakters hat wenig mit dem französischen gemein. Wir hatten unseren Hund als Nahrung für die Verhungerten verweigert — diese Engländer hatten Nahrung gebracht und versprachen mit weiterer Unterstützung zurückzukehren. In unserer Lage war das Glück, das sich am fühlbarsten machte, eine genügende Mahlzeit. Sie segneten die Hand, welche dieselbe gab. Sie achteten nicht auf meinen Verdacht. Einige glaubten, daß Felix einen Selbstmord begangen habe — Andere deuteten an, daß ich ihn getödtet hätte. Alle waren so an den Tod unter Umständen voll des größten Entsetzens gewöhnt, daß sie wenig auf dieses Geheimniß achteten. Ich fand nur, daß ich und mein Zufluchtsort mehr wie je gemieden wurden. Man erinnerte sich, in Feindseligkeit gegen mich, des Todes des Corsen, obgleich derselbe, da ich Officier war, unter den Umständen der Insubordination, unter welchen er stattfand, hätte gerechtfertigt werden müssen, wenn eine Untersuchung angestellt worden wäre. Auch wegen dem Tode Felix's stellte man keine Nachforschung an. Ich scharrte ihm in einer Felsenspalte ein Grab. Ich versprach, viele Messen für seine Ruhe lesen zu lassen, denn Felix hatte eine fromme Seele. Sein Hund lag auf seinem Grabe und heulte sein Requiem.

„Es gab einen Winkel der Insel, wo zuweilen Fischer von Majorca bei einem Sturme eine Zuflucht suchten. Es war eine geschützte Bucht, in

welcher sie sich während ihres gezwungenen Aufenthaltes der Beobachtung zu entziehen hofften. Es war vorgekommen und kam während der Zeit, daß unsere unglücklichen Truppen auf der Insel blieben, wieder vor, daß sich der durch langes Leiden geschärfte französische Scharfsinn zu stark für diese spanischen Fischer zeigte.

„Ich beobachtete, wie eine auf die Insel getriebene Gesellschaft dieser Art ihr Boot an einem stürmischen Abend versteckte. Ich setzte mich durch Kunstgriffe, mit deren Erzählung ich Sie nicht zu belästigen brauche, in Besitz ihrer Fischersnagg und fuhr allein, ohne Karte oder Compaß oder genügenden Vorrath an Lebensmitteln davon, um die Küste von Catalonien aufzusuchen. Das Glück begünstigte mein kühnes Unternehmen. Als ich das Ufer erreichte, fürchtete ich mich zu landen, bis ich bei Tarragona von unseren eigenen Truppen in französischer Sprache angerufen wurde. Ich machte den Feldzug auf der Halbinsel mit. Ich stieß zu der Nordarmee, als sie sich in Straßburg versammelte. Ich nahm an dem Feldzuge in Rußland Theil, blieb in Polen einige Monate, nachdem wir die Grenze dieses Landes wieder überschritten hatten, in einem Lazareth liegen, kam vor Dresden wieder zu der Armee und folgte dem Schicksal des Kaisers während seiner übrigen Laufbahn. Als die Verbündeten in Paris einzogen, war ich dort. Nicht viele Tage darnach traf ich in dem

Tuileriengarten einen englischen Seeofficier, in welchem ich meinen Feind erkannte. Ich packte ihn im Angesicht sämmtlicher Leute, stieg auf einen Stuhl und fing an, sie anzureden. Er wurde gestoßen und verwünscht und wäre vielleicht in Stücke zerrissen worden, wenn sich nicht ein Mann einen Weg durch die Menge gebahnt hätte. Dieses war ein Artilleriecapitain, der sich für den Nämlichen ausgab, welchen Capitain Warner mit von der Insel genommen habe. Der Artilleriecapitain schlang die Arme um seinen Hals, erklärte ihn für seinen Retter und stand im Begriff, seinerseits die erstaunte Menge über den Zweck seiner Landung auf Cabrera anzureden, als uns ein Trupp preußischer Soldaten sämmtlich gewaltsam auseinander trieb. Ich wurde von Capitain Warner fortgedrängt und der Artilleriecapitain führte ihn weg.

„Seitdem habe ich Sie in Malta gesucht. Ich reis'te durch Italien nach Hause, wo ich Lady Harriet und Mr. Rustmere traf. Ich ordnete meine Angelegenheiten in der Bretagne, wo meine Anwesenheit nöthig war und bin seitdem nach England gekommen.

„Das Uebrige kennen Sie. Ich will diese Erzählung nicht durch Schmähungen ausdehnen. Ihr eigenes Herz möge mein Richter sein."

„Und die letzten Worte Felix's? Theilen Sie mir Alles mit," sagte sie, „Sie werden keine Gelegenheit wieder dazu finden."

„Wenn es, wie ich Grund habe zu glauben, Ihre Absicht ist, dieses Haus heute Nacht zu verlassen," antwortete er, „sich zu Ihrem Gatten zu begeben oder ihm zu entfliehen, so können Sie nicht glauben, daß ich Sie ohne Schutz abreisen lassen werde. Ich werde Sie bewachen — in Ihrer Nähe sein —"

„Und mit welchem Rechte," fragte sie mit blitzenden Augen, „wagen Sie es, mir Ihren Schutz aufzuzwingen?"

„Mit dem Rechte, Sie anzubeten, das mir Felix gegeben hat! Seine letzten Worte, seine Bitte vor seinem Streben betrafen mich persönlich. Er hatte Besitzungen in der Bretagne —"

„Fahren Sie fort."

„Welche Ihren Vorfahren gehört hatten, und es lag ihm sehr viel daran, sie Ihnen zu vermachen. Aber in Cabrera besaßen wir kein Mittel, ein gesetzmäßiges Document auszustellen. Er drang in mich, im Fall ich ihn überleben sollte, seine Wünsche auszuführen, und trug mir auf, wenn ich unser Vaterland erreichen sollte, Sie aufzusuchen und zu trösten. Ich müsse seine Stelle einnehmen, setzte er hinzu. Er wollte mich nicht gern eines Theiles meines väterlichen Erbes berauben; er hoffte, daß ich Ihre Liebe gewinnen werde. Ich sollte den ganzen Einfluß seiner Wünsche zu meinem Gunsten benutzen und er hoffte, daß ich mit der Zeit — ich s a g e m i t d e r Z e i t

— Sie heirathen werde. Sobald ich die Armee verlassen konnte, eilte ich augenblicklich nach Malta. Ich erwartete Sie dort zu finden — vielleicht noch um unseren verlorenen Felix trauernd. Ich fand, daß Sie verheirathet — fort waren! Verheirathet an den Mörder Felix's! An den Mann, dessen Tod meine Hoffnung war. Konnte ich das kleine Erbe meines Bruders in die Hände seines Vernichters werfen? Sollte Capitain Warner durch den Mord seines Opfers Alles ernten? Aber konnte ich ehrenwertherweise über dieses Besitzthum ohne Ihre Einwilligung — Ihre Mitwirkung verfügen?" Sein Ton veränderte sich plötzlich. „Amabel! Braut der Seele meines Bruders!" rief er (die Bretagner sind abergläubisch und von empfänglichem Geiste), „ich habe Sie nicht gesehen, ohne Sie zu lieben, ich habe Sie nicht gesehen, ohne zu wissen, daß Sie unglücklich sind. Die Treulosigkeit dieses einzigen Menschen hat Alles vernichtet: Ihre jungfräuliche Liebe, Ihr eheliches Glück. Sie können frei sein! Nach den Gesetzen dieses Landes zerreißt eine Handlung, ein Wort — der Schein einer Handlung diese Verbindung. Wollen Sie die Meine sein?"

„Verstehen Sie mich?" fragte er und schwieg dann, indem er ihre Hand in leidenschaftlichem Flehen ergriff, denn er erschrak über den starren Blick, welchen sie plötzlich in die Dunkelheit der Nacht außerhalb des Gewächshauses richtete. Ihre großen, schwar=

zen Augen wurden, wie die der erschreckten Antilope, durch ihre Furcht noch größer und dunkler.

Es kam! — ein plötzlicher Schlag gegen die Scheibe, ein hastiges Umwerfen der Geraniums, das Schmettern des Glases und der fallenden Blumentöpfe — ein Lärm vor dem Gewächshause. Er erblickte das Funkeln eines zweiten Augenpaares auf der anderen Seite des Glases und sah ein bleiches Gesicht gegen dasselbe pressen und dann hastig zurückziehen. Es dauerte nur einen Augenblick, aber während desselben hatte Amabel das Gesicht ihres Gatten erkannt und sich losgerissen. Oberst Guiscard erfaßte sie am Kleide.

„Verstehen? Sie verstehen?" sagte sie mit erstickter Stimme. „Ich verstehe Sie! Lassen Sie mich los, Sir, lassen Sie mich los. Ich glaube Ihrer verläumderischen Erzählung nicht. Fort aus meinen Augen auf immer!"

Sie flog an ihm vorüber. Die Gäste drängten sich aus dem Ballsaal in das Gewächshaus und fanden ihn allein unter den umhergestreuten Blättern und den zerschlagenen Töpfen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Latimer, Elizabeth Wormeley,

Amabel Eine Familiengeschichte von Mary Elisabeth Wormeley. Aus dem Englischen übertragen

Bd.: 2

Leipzig 1857

P.o.angl. 534 k-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10751462-5